

Sammelorte und Wegwissen

von Frauen, die Wildgemüse
und Heilkräuter sammeln

Diplomarbeit an der Universität für Bodenkultur

Eingereicht von

Elisabeth Salome Gruber

Betreuerin

a.o. Univ. Prof. Martina Kaller-Dietrich

Wien, im Januar 2005

Inhalt	
Dank	5
1 Erkenntnisinteresse	7
1.1 Sammeln in der Gegenwart	7
1.2 Sammelwissen	10
1.3 Sammelorte	10
2 Erkenntnisleitende Theorie	11
3 Methode	14
4 Forschungsstand	16
4.1 Literatur über das Sammeln	16
4.2 Ratgeberliteratur	19
5 Wegwissen	21
5.1 Definition von Wegwissen	21
5.2 Weg-Gründe um mit dem Sammeln anzufangen	25
5.2.1 Versorgtwerden	25
5.2.2 Mitgenommenwerden	26
5.2.3 Geschicktwerden	28
5.2.4 Wechselseitige Anerkennung	29
5.2.5 Tätig werden	30
5.3 Wege ergründen mit den eigenen Sinnen	32
5.3.1 Anschauen	32
5.3.2 Riechen	33
5.3.3 Pflanzenfamilien	33
5.3.4 Schmecken	34
5.3.5 Kräuterführungen	35
5.3.6 Bestimmen mit Büchern	36
5.3.7 Akademisches Wissen	37
5.3.8 Überlieferungen	38
5.3.9 Intuitive Wahrnehmung – Spiritualität	39
5.4 Sammelethik	42
5.4.1 Sammelethik und <i>commons</i>	43
5.4.2 Artenvielfalt	47
5.5 Beweggründe für das Weitersammeln	48
5.5.1 Praktischer Nutzen	48
5.5.2 Ökonomie des Sammelns	49
5.5.3 Formelle Ökonomie und Sammeln	51
5.5.4 Warum Sammeln - warum Selbermachen?	53
5.5.5 Wertschätzung	55
5.5.6 Öffentlichkeit	56
5.6 Wandel	58
5.7 Weitergabe	59
6 Sammelorte	61
6.1 Begriffe und Übergriffe	61
6.2 Landschaft	62

6.2.1	Wandel des Begriffes ‚Landschaft‘ in der Geschichte	62
6.2.2	Wie nehmen die Sammlerinnen die Landschaft wahr?	64
6.2.3	In welchen Landschaften sammeln sie?	66
6.3	Wald und Waldrand	66
6.4	Grünland	70
6.4.1	Geschichte des Grünlandes	71
6.4.2	Wiesen und Weiden	75
6.4.3	Weiden	75
6.4.4	Wiesen	77
6.5	Äcker	85
6.5.1	Getreide von Herbst bis Frühjahr	87
6.5.2	Getreide im Sommer	87
6.5.3	Hackfrüchte	88
6.6	Gärten	89
6.7	Lineare Sammelräume	92
6.7.1	Zugängliche Landschaft	92
6.7.2	Verschlossene Landschaft	95
6.8	‚Gstettn‘	97
6.8.1	Der Begriff Brache	97
6.8.2	Verwildern	99
6.8.3	Wildnis	99
6.8.4	Bewirtschaftung ist wichtig	100
6.9	Sammelgutlandschaften	101
6.10	Die Ortskundigkeit und ihre Auswirkung auf die Auswahl der Sammelorte am Beispiel der Sammlerin Angelica:	102
7	Zusammenfassung und Ausblick	105
8	Abstract	111
9	Anhang	113
9.1	Formular für Leitfadeninterview zum Thema Sammeln von Wildgemüse und Heilpflanzen	113
9.2	Leitfaden	114
9.3	Liste der Leitfadeninterview- und Gesprächsprotokolle	115
9.4	Materialsammlung als Beilage	115
	Literaturverzeichnis	116

schneegleckal im fruahjoah

waun d'schneegleckal bliahn
schaut d'sun so vatramt
ziagt's mi dauni zan bachal
des da moas eisamt

d'erd is nu feicht
es daumpft da roah
und wäu s lebm nei erwocht
schwitzt goa da stoa

am ost sitzt a moasal
und fäut sei sog
boid is da tisch deckt
und vagessn de plog

iatzt siag i's schau gucka
de gleckal de kloan
und i hears sogoa leitn
oda tua i's nua moan?

vor freid
treibts mi olli tog
dauni mit mocht
und i steh
und bewunda
de weiße procht

voi aundocht
nimm i a streißal in d'haund
mecht in herrgod
sche daunga
fiar des pfaund

und waun zan hoamgeh
kimmt da tog
nocha bringts ma
a poar gleckal
auf mei grob

(Gruber, zitiert nach Gruber 1995)

Dank

Ich habe diese Arbeit geschrieben, aber sie ist nicht allein mein Werk. Sie hat ihre nährenden Wurzeln in meinem Zuhause, in meinem Freundeskreis, in der wissenschaftlichen Diskussion in und außerhalb der Universität Wien und der Universität für Bodenkultur sowie in einer lebendigen vernakulären Sammelkultur. Als fertig geschriebenes Werk gebe ich sie wieder aus der Hand und denen zurück, denen mein Dank gebührt.

Besonders danke ich meinen Interviewpartnerinnen, die mir auf meine Fragen ihre eigenen Antworten gegeben haben. Sie haben sich Zeit für mich genommen. Sie haben mich an ihrem Erfahrungsreichtum und auch an ihren Sammelprodukten teilhaben lassen. Ich habe durch sie sehr vielfältige eigenmächtige Perspektiven kennengelernt.

Ich danke auch meiner Mutter, die mit Phantasie und Stolz Gerichte mit Wildkräutern auf den Tisch gezaubert hat und die auf diese Weise meine Neugier geweckt hat. Die ersten Sammelerfahrungen, an die ich mich erinnern kann, habe ich mit ihrer Begleitung und Anleitung gemacht.

Ich danke meiner Großmutter, die mich mitgenommen hat auf ihren Acker, wo sie Ringelblumenblüten gepflückt hat, in die Felder ihres Schwagers, wo sie sich Labkraut herausgerupft hat, in den Wald, wo ich beim Himbeerrenpflücken mitmachen durfte.

Ich danke meinem Vater, der auf Wanderungen immer Bestimmungsbücher mitgetragen hat und der mir damit einen Weg gezeigt hat, unbekannte Pflanzen einzuordnen und Vertrauen in meine Fähigkeit im Umgang mit Bestimmungsbüchern zu gewinnen. Ich danke ihm auch für die Wertschätzung, die er den Sammeltätigkeiten vor allem der Frauen in meiner Verwandtschaft entgegenbringt.

Ich danke Gerda Schneider und Veronika Bennholdt-Thomsen, die mich gelehrt haben, persönliche Erfahrungen zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Fragestellungen zu machen, und die mich von der Wichtigkeit theoretischer Auseinandersetzung überzeugt haben. Angeregt durch sie habe ich mir gemeinsam mit den anderen ‚Planwerkerinnen‘ (Martina Jauschneg, Martha Woltzt, Ruth Moser, Barbara Gungl, Marion Schönfeldinger, Kirsten Förster, Marianne Schrötter) an langen Abenden bei gutem Essen feministische Theorie zu eigen gemacht.

Martina Jauschneg half mir in jenen schwierigen Phasen, in denen es noch keine Texte gab, an denen man arbeiten konnte. Ich danke ihr für die gemeinsamen Spaziergänge, in denen meine noch sehr fragmentarischen ersten Überlegungen durch das Erzählen Form und Zusammenhang gewannen.

Ich danke Martina Kaller-Dietrich, die diese Arbeit betreut hat und die mich dabei unterstützt hat, diese Überlegungen in eine wissenschaftliche Form zu bringen.

Fürs Korrekturlesen und Diskutieren bedanke ich mich bei Antonia Roither, Manfred Merbaul, Simone Leitner, Irma Posset und Gabriele Kirchknopf.

1 Erkenntnisinteresse

„Politik der Frauen heißt für uns, die gegebene Realität zu verändern, indem wir von der Fähigkeit ausgehen, die jede Frau, die jeder Mensch besitzt: Nämlich die Erfahrungen in der Realität in Wissen über die Realität zu verwandeln“ (Libreria delle donne di Milano 1988, 171).

1.1 Sammeln in der Gegenwart

Wildpflanzen waren und sind nützlich und werden seit den Anfängen der Menschheit bis heute ohne Unterbrechung genutzt. Die Tätigkeit des Sammelns verbindet die Kenntnis der Pflanze in ihrem Lebensraum mit dem Wissen über ihre Nutzung. Das eine kann ohne das andere nicht existieren.

Das Wort ‚Heilpflanze‘ gibt Aufschluss über den Zusammenhang zwischen dem Wissen und der Pflanze. Fehlt die Pflanze, ist das Wissen ohne Wert. Und fehlt das Wissen, verschwindet das Heil aus der Heilpflanze.

Mir geht es in dieser Arbeit aber nicht um das, was verschwindet. Im Gegenteil: Ich frage mich, warum auch heute Wildpflanzen gesammelt werden. Ich frage Frauen, die Wildpflanzen für die Küche und fürs Teeregale sammeln, was ihre Beweggründe sind. Frauen frage ich, weil mich ihr Zugang zum Sammeln besonders interessiert. Das hat mehrere Gründe:

Ich erinnere mich, dass es in meiner Umgebung immer Frauen waren, die dafür gesorgt haben, dass Teevorräte vorhanden waren und dass frische Kräuter auf den Tisch kamen. Frauen haben über Küche und Speisekammer geherrscht, und in diesen Räumen wurden die Wildkräuter verarbeitet und gelagert. In meiner Kindheit haben mir vor allem Frauen das Ernten von Wildkräutern näher gebracht. Indem ich jetzt als erwachsene Frau Frauen nach ihren Fähigkeiten und Motivationen für das Sammeln frage, knüpfe ich an meinen alten Erfahrungen an. Als Frau, die selber Wildpflanzen sammelt, interessiert mich, wie andere Frauen das machen, wie sie dazulernen, was sie dazu motiviert.

In der Literatur ist immer wieder die Rede von Frauenkräutern, Kräuterweibern und Kräuterhexen. Michael Machatschek schreibt: „Vor allem Bäuerinnen und Sennerinnen haben das Wissen noch im Gebrauch“ (Machatschek 1999, 262). Anja Christanell kommt in ihrer Diplomarbeit zu dem Schluss, dass das Sammeln von Wildkräutern in Kartitsch (Osttirol) Frauendomäne ist: „Das Netzwerk (der sammelnden Personen, Adv.) zeigt eine eindeutige Mehrheit der Frauen. Die Männer sind in das Netzwerk nur peripher eingebunden. Die Wildsammlung ist somit vorwiegend einer der Verantwor-

tungs- und Arbeitsbereiche der Frauen, zwischen denen häufig ein intensiver Wissensaustausch über das Sammeln und die Verarbeitung von Wildpflanzen besteht“ (Christanell 2003, 108).

Mich mit diesem mir sehr nahestehenden Thema auseinanderzusetzen, fällt mir mit Frauen leichter als mit Männern. Ich möchte in dieser Arbeit nicht Frauen mit Männern vergleichen, was ich fast nicht verhindern könnte, wenn ich Frauen und Männer als InterviewpartnerInnen gewählt hätte. Ich stelle eigenmächtig handelnde Frauen in ihrer Verschiedenheit voneinander exemplarisch vor.

Über das Sammeln von Wildpflanzen zu schreiben, ermöglicht mir, meine zuhause erworbenen Erfahrungen mit dem an der Universität Gehörten und Gedachten zu verbinden. Ich möchte mit dieser Arbeit eine Brücke schlagen zwischen dem Gebrauchswissen über die Landschaft, das viele Wildkräuter sammelnde Frauen (mich eingeschlossen) sich durch das Tätigsein angeeignet haben, und dem landschaftsplanerischen und theoretischen Zugang zur Landschaft, den ich durch das Studium erworben habe.

Damit ich den Sinn im sammelnden Tätigsein der Frauen darstellen kann, muss ich eine Sprache finden, in der ein solcher Sinn denkbar ist. Ich weiß, dass es diesen Sinn gibt. Ich weiß es, weil ich selber Wildkräuter gesammelt habe und es immer wieder mache. Ich weiß es, weil ich bei diesem Tätigsein glücklich bin. Ich weiß es, weil die Frauen, mit denen ich geredet habe, sammeln gehen. Ich weiß es, weil sie dies tun, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen.

Im kapitalistisch orientierten Denkkontext kann ich diesen Sinn nicht finden. In der subsistenztheoretischen Diskussion und auch in anderen kapitalismuskritischen Zusammenhängen wird häufig gefordert, die ‚Sicht der Opfer‘ (Werlhof 1991, 173) oder die Perspektive ‚von unten‘ einzunehmen, um den Kapitalismus in seiner Brutalität de-maskieren zu können. Dieses ‚unten‘ wird aber aus der Perspektive ‚von oben‘ geschaffen und definiert. Auch die KapitalismuskritikerInnen stammen aus den ‚oberen‘ Gesellschaftsschichten und definieren alles andere von dort aus als ‚unten‘. Das sammelnde Tätigsein der Frauen aber *ordnet sich* dem Warenkreislauf der kapitalistischen Wirtschaft *nicht unten*. Deswegen ist meine Betrachtung des Sammelns als Tätigsein keine Sicht von *unten*. Das Tätigsein hat seine eigene Ordnung. Um den Sinn in Worte zu fassen, den das Sammeln für die Frauen hat, muss ich das kapitalistische Wertesystem zurückweisen und etwas anderes an seine Stelle setzen.

Ich wähle in Anlehnung an Martina Kaller-Dietrich den Begriff der ‚Eigenmacht‘, um den Standpunkt zu definieren, von dem aus das Sammeln für den Eigengebrauch Sinn hat. Eigenmacht ist vollständig Eigentum derer, die sie innehaben. Sie ist nicht kontrollierbar und nicht beherrschbar (Kaller-Dietrich 2002, 24). Ich erkenne das eigenmächtige Tätigsein der sammelnden Frauen an, indem ich wiedergebe, was sie mir erzählt

haben. Ich ergreife Partei für die sammelnden Frauen, möchte vor allem ihre Absichten beim Sammeln verstehen und würdigen.

Landschaftsplanung kann und soll die Autonomie der Leute vor Ort stärken. Viele LandschaftsplanerInnen formulieren diesen Anspruch an ihre Arbeit und an die Planung allgemein (Schneider 1998, 134; Auerswald 1996, 209). LandschaftsplanerInnen müssen dazu Autonomie anerkennen, wo sie Vorbilder in der Vergangenheit hat, aber auch dort, wo sie gegenwärtig ist.

AnsprechpartnerInnen und AuftraggeberInnen von LandschaftsplanerInnen sind meistens VertreterInnen der Herrschaftsmacht. In diesen Zusammenhängen ist es schwierig, sich der Perspektive der Macht zu entziehen. Sowohl ‚unten‘ als auch ‚oben‘ sind Standpunkte innerhalb der Perspektive der Macht. Es besteht die Gefahr, die Perspektive der Herrschaftsmacht zu übernehmen, wenn man die Sprache der Macht benutzt, um von ihren VertreterInnen verstanden zu werden, auch wenn man die VertreterInnen der Macht kritisiert. Eigensinn und eigenmächtiges Tätigsein sind in der Logik dieser Sprache unwahrscheinlich und nicht glaubwürdig (Muraro 1993, 38). Die PlanerInnen müssen ‚Hirn und Herz entkolonialisieren‘ (Bennholdt-Thomsen/ Mies 1997, 199), um die eigensinnige Wirklichkeit der Subsistenzperspektive wahrnehmen und positiv interpretieren zu können. Der Subsistenzansatz verweist die Geldökonomie in ihre Schranken. Das Ziel ist nicht Akkumulation von Kapital, sondern ‚das gute Leben‘.

Ich verlasse die Perspektive der Herrschaftsmacht und bringe stattdessen der eigenmächtigen Perspektive der sammelnden Frauen Aufmerksamkeit entgegen. Die Subsistenztheorie einerseits und andererseits der Begriff Eigenmacht helfen mir, die Bedeutung darzustellen, die das Wildkräutersammeln der Frauen hat. „Wahr ist, dass immer irgendein Gesellschaftssystem mit im Spiel ist, und deshalb ist die Demonstration des Wahren immer in gewissem Maße eine Veränderung des Bestehenden, und seine Sagbarkeit ist eine Errungenschaft“ (Muraro 1993, 58). Von der Subsistenzperspektive aus gesehen, leiten konkrete Beziehungen das Tätigsein. „Subsistenz wird gelebt in den jeweiligen Bedingungen der Realität, sie braucht Vorbilder des Imaginären sowie Maßstäbe und Werte des Symbolischen, um zur Welt zu kommen“ (Kölzer 2003, 2). Die konkreten Beziehungen der sammelnden Frauen zu Sammelorten, Pflanzen, Menschen sind wirklich, auch im Jahr 2004 im Herzen einer Wohlstandsgesellschaft. Sie wahrzunehmen und nachzuvollziehen ist das Ziel, das ich mit dieser Arbeit verfolge.

Die gesellschaftlichen Bedingungen gestalten den Spielraum der Sammlerinnen mit. Welche gesellschaftlichen Bedingungen relevant werden, hängt nicht nur, aber auch, von der Bedeutung ab, die ihnen die Sammlerinnen zugestehen. Indem sie Pflanzen von allgemein zugänglichen Flächen ernten, die sich nicht in ihrem Besitz befinden, bestehen sie auf ihrem Recht an der „Gemeinheit“ (Illich 1982, 7), und somit auf dem ge-

meinsamen (Nutzungs)Eigentum des Landes. Die Gemeinheit ist wichtige räumliche und kulturelle Voraussetzung für das Sammeln. Die Frage, in welcher Weise sie das ist, untersuche ich vor allem im Kapitel ‚Sammelorte‘, aber sie ist auch für den Umgang mit dem Sammelwissen relevant.

1.2 Sammelwissen

Die sammelnden Frauen kennen die Pflanzen und die Sammelorte. Sie wissen, wo und wann welche Pflanzen zu ernten sind. Sie wissen, wo sie gut hinkommen. Sie wissen, welche Teile welcher Pflanzen sie wofür verwenden können. Sie wissen, bei welchen sie aufpassen müssen, damit sie sie nicht mit gefährlichen Pflanzen verwechseln. Sie wissen, welche Pflanzen sie noch nicht gut genug kennen, um sie in großen Mengen zu verwenden. Sie kennen die Grenzen ihres Wissens. Sie wissen aber auch, dass sie ihr Wissen erweitern können. Sie können mit ihrem Wissen umgehen. Sie gebrauchen es.

Die Frauen haben gute Gründe für das Sammeln. Es hat für sie Sinn, Zweck und Wert. Das notwendige Handwerkszeug lernen sie bei Bedarf und bei Gelegenheit kennen. Nur ein verhältnismäßig geringer Teil davon kann außerhalb der materiellen Zusammenhänge gelernt werden. Erst durch das eigene Tätigsein wird Wissen zu Gebrauchswissen. Die Sammlerinnen wissen, was sie tun!

Alle Sammlerinnen haben irgendwann angefangen zu sammeln. Erfahrung, die Fähigkeit, auf die Erfahrung aufzubauen, Wissen und Gründe haben Ursprünge. Verschiedene, aber immer sinnliche Erfahrungen haben meist das erste Interesse der Frauen an den Pflanzen geweckt. Der Zugang zu Gebrauchswissen ist individuelle Bedingung für das Sammeln von Wildpflanzen.

Im Kapitel ‚Wegwissen‘ gehe ich folgenden Fragen nach: Wie sind die Frauen auf die Idee gekommen, dass man Wildkräuter verwenden könnte? Wer oder was hat ihr Interesse geweckt? Wo und von wem haben die Kräuterkundigen von heute ihr Wissen gelernt? Wer lernt es von ihnen? Wie wird das Wissen verändert und erneuert? Wie wird die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Gebrauchswissen in Bezug auf das Sammeln hergestellt? Welche Veränderungen werden von den Sammlerinnen wahrgenommen? In dieser letzten Frage werden die Unterschiede im Blickwinkel von ‚oben‘, von ‚unten‘ oder aus dem Denken der ‚Praxis der Beziehungen‘ (Libreria delle donne di Milano 1996, 46) besonders deutlich.

1.3 Sammelorte

Wildpflanzen wachsen wild. Das heißt, sie wachsen von selbst und ohne beabsichtigte Pflege, oft trotz oder wegen anderer Nutzungsabsichten an ihren Wuchsorten. Wildpflanzen wachsen von selbst, aber sie wachsen nicht überall. Nur an den ihnen entspre-

chenden Stellen gedeihen sie. Werden die Wildpflanzen dort gesammelt, werden ihre Wuchsorte zu Sammelorten. Nicht alle Orte sind als Sammelorte geeignet.

Landschaften haben Eigenschaften. Sie sind verschieden. Landschaften sind veränderbar und werden ständig verändert. Landschaften haben durch Kultivierung ihre heutige Gestalt erhalten. Niemand kann das Wirtschaften in der Landschaft verändern, ohne zugleich auch die Landschaft und ihre Nutzbarkeit für die vielen sich überlagernden Nutzungen zu verändern. Sammelorte sind Teile der Landschaft. Sammelorte sind unerlässliche materielle Voraussetzung für das Sammeln von Wildpflanzen.

Sammeln ist die kluge Nutzung dessen, was von selbst wächst, an Standorten, die durch andere Nutzungen geprägt werden. „Die Ernte ist der Plan“ (Bellin 2000, 171). Die Plangrundlage der sammelnden Frauen ist meistens Land, auf dem andere die Entscheidungshoheit besitzen, nachdem die ehemaligen Allmenden der Privatisierung oder der Bürokratie anheimgefallen sind. Ich möchte darlegen, wie die Landschaft beschaffen ist, wenn sie der Tätigkeit des Sammelns gerecht wird, und welche Nutzungsformen das Sammeln begünstigen oder ausschließen. Ich möchte in dieser Arbeit den räumlichen Bedingungen des Sammelns von Wildpflanzen nachgehen.

In dem Kapitel ‚Sammelorte‘ gehe ich folgenden Fragen nach: Was sind die Ansprüche der Sammlerinnen an Orte und Zeiten des Sammelns? Unter welchen Umständen ist für sie eine Landschaft erreichbar und zugänglich? Wie organisieren sie sich diese Erreichbarkeit? Wie schauen die heutigen Mehrfachnutzungen der Sammelplätze, der Pflanzen und der Wege und Zeiten aus? Wo wachsen welche Pflanzen? Wo kann man sie sammeln, wo nicht?

2 Erkenntnisleitende Theorie

Sind die Fragen der Ort, wo ich hinschaue, so ist die Theorie der Ort, von dem aus ich rede (Kölzer 2003, 6). Mein theoretischer Hintergrund geht den Fragen und damit auch den möglichen Antworten voraus und soll deshalb auch genannt werden. Die Subsistenztheorie, die feministische Forschung vor allem der Mailänderinnen (Muraro 1993, Diotima 1999, Donne di Milano 1988) und die Kasseler Schule (Auerswald 1996, Hülbusch 1978, Kölzer 2001, Schneider 1998) als wichtige theoretische Quellen der Landschaftsplanung haben mir die Bearbeitung meines Themas in der vorliegenden Weise möglich gemacht. Anregungen aus diesen Texten fließen immer wieder in meine Arbeit ein, beziehungsweise gehen ihr voraus.

Der Begriff Subsistenz wird von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt. Subsistenzproduktion, wie die Subsistenztheoretikerinnen den Begriff verwenden, ist „alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird und auch diesen

Zweck hat“ (Bennholdt-Thomsen/ Mies 1997, 26). Subsistenz wird im kapitalistischen Weltsystem ausgebeutet und entwertet und bleibt im Gegensatz zur Lohnarbeit unbezahlt. Subsistenz wird aus dem Begriff ‚Arbeit‘ hinaus- und in den Begriff ‚Natur‘ hineindefiniert. Mit diesem Vorgang wird ihre ökonomische Bedeutung verschleiert. Angeblich passiert sie ‚von selbst‘, wie in der Natur alles ‚von selbst‘ wächst. Subsistenz ist zugleich das Gegenteil von Warenproduktion und ihre Grundlage. Und weil sie ohne Warenproduktion, nicht aber ohne Produktionsmittel möglich ist, ist sie auch der größte Feind der Akkumulation des Kapitals. Die Ausbeutung der Subsistenz basiert deshalb nicht auf Lohn, sondern auf struktureller, angedrohter oder direkter Gewalt. Das Kapital ruiniert die Subsistenz, während es sie ausbeutet (Luxemburg 1970, 334f zitiert nach Werlhof 1991, 41).

Die SubsistenzproduzentInnen sind deshalb gezwungen, die Subsistenzproduktion immer wieder und unter immer schlechteren Voraussetzungen zu reparieren. Dennoch können sie auf Subsistenzproduktion nicht verzichten, wenn das Leben – ihr Leben – weitergehen soll. Sie sind direkt von ihr abhängig, während die Abhängigkeit des Kapitals von der Subsistenz indirekt ist. Den SubsistenzproduzentInnen schadet daher die Abwertung der Subsistenz. Sie macht ein Stück von ihnen selbst unsichtbar.

Die Entwertung der Subsistenz ermöglicht dem Kapitalismus eine effiziente Ausbeutung durch den Ersatz direkter Gewalt durch strukturelle Gewalt (Galtung 1975). Sie ermöglicht den Ersatz des Raubes, den die Opfer mitbekommen und gegen den sie sich wehren können, durch den Diebstahl, der im Verborgenen geschieht und der von den Opfern nicht einmal bemerkt wird, wenn sie das, was gestohlen wird, nicht sehen können, oder den sie nicht artikulieren können, wenn die Gesellschaft der Subsistenz keine Bedeutung gibt. Birgit Auerswald formuliert für das Sammeln: „Die Beschreibung dieser Geschichte des Gebrauchs ist eine über alltägliche, selbstbestimmte und kluge Nutzung der Naturlausstattung. Sie ist aber ebenso eine der Diffamierung und Vertreibung der SammlerInnen. Der ideologischen wie materiellen Vertreibung, verursacht durch fortschreitende Industrialisierung der Gesellschaft und der Landnutzung und unter Beteiligung des administrativen Naturschutzes“ (Auerswald 1996, 210).

Die Subsistenzperspektive bewertet die Subsistenztätigkeiten und ihr Ziel, ‚das Gute Leben‘ in Eigenregie herzustellen, positiv und stellt die Subsistenz in den Mittelpunkt des ökonomischen, wissenschaftlichen und kulturellen Interesses. Die Subsistenztheoretikerinnen haben diese Betrachtungsweise von den Frauen und BäuerInnen im Süden gelernt und, nachdem sie ihre Theorie formulieren konnten, auch Beispiele in Mitteleuropa, im Herzen einer Industriegesellschaft gefunden (Bennholdt-Thomsen, Mies 1997).

Das Symbolische ist die Grundlage jeder Weltanschauung und jeder Theorie. „Eine materielle Macht ... wäre wenig ohne ihre symbolische Relevanz“ (Muraro 1993, 110).

Das Symbolische ist nicht beurteilbar, denn es geht dem Urteil voraus. Das Symbolische ist „das Vermittlungssystem, von dem ich abhängen um das zu sagen, was ich gerade sage, wie auch für das, was mir zu sagen nicht gelingt, und ganz allgemein für das Sagbare und Wünschbare etc.“ (Muraro 1993, 108). Weil es sich in unserem Handeln und Sprechen reproduziert, kann und muss sich das Symbolische auch verändern. „Auf dieser Ebene stellt sich die Veränderung nämlich augenblicklich ein. Oder sie stellt sich nicht ein, dann aber auch nicht in zweitausend Jahren“ (Muraro 1993, 107). Veränderungen des Symbolischen „unterbrechen die Zeit, heben sie auf“ (Muraro 1993, 107).

„Das Reich des Werdens und die natürliche Welt, von der die Philosophen sprechen, ist ... nicht die Natur, die gute oder schlechte, die geordnete oder chaotische – das ist nicht wichtig –, sondern es ist die Möglichkeit einer anderen symbolischen Ordnung, die nicht die Mutter ihrer Eigenschaften beraubt“ (Muraro 1993, 18). Die symbolische Ordnung der Mutter ist geeignet, um der symbolischen Ordnung des Patriarchats, in der die Ordnung der Herrschaftsmacht und des Kapitals enthalten sind, einen anderen Maßstab entgegenzusetzen. Es sind die Erfahrungen des Beschenktwerdens von der Mutter und der Verhandlungen mit der Mutter oder ihrem Ersatz in der Kindheit, an die jede Frau, jeder Mann, anknüpfen kann, wenn sie diesen die ihnen gebührende Bedeutung gibt. Auch das sammelnde Tätigsein der Frauen folgt einer Ordnung, die sich in der Ordnung der Herrschaftsmacht nicht wiederfinden kann. Die symbolische Ordnung der Mutter hingegen kann die Sammlerinnen in ihrem Tun unterstützen. Die meisten von ihnen haben das Sammeln zu Beginn von der Mutter gelernt, oder in einer Beziehung, die jener Beziehung sehr ähnlich ist, die zwischen Mutter und Kind besteht.

Der Ausdruck ‚Praxis der Beziehungen‘ stammt von den Frauen des Mailänder Frauenbuchladens. Sie entdecken eine Dynamik in der Ungleichheit der Frauen – zum Beispiel in der zwischen Mutter und Tochter –, die es möglich und notwendig macht, dass eine Frau einer anderen Frau Aufmerksamkeit schenkt. Sie ersetzen das kollektive ‚wir‘ durch eine bestimmte Art von Beziehungen. Die ‚Notwendigkeit der Verhandlungen‘, die dem Begehren folgt, setzt die Dynamik der Ungleichheit in Bewegung. „Wir gehen von den Beziehungen aus, die wir sind, und von hier aus erobern wir alles andere. Wieviel? Soviel, wie die Stärke des Begehrens und die Stärke der Beziehung ermöglicht, nie das eine ohne das andere. – Wirklich? Die Erfahrung sagt Ja“ (Libreria delle donne di Milano 1996, 46).

Gerda Schneider führt die Begriffe Eigenmacht, Eigenliebe und Eigensinn in der Diskussion über die Ziele der Landschaftsplanung zusammen (Schneider 1998, 8). Essen-Machen als eigenmächtiges Tun beschreibt Martina Kaller-Dietrich in „Macht über Mägen“ (Kaller-Dietrich 2002). Andrea Heistingeringer bezieht sich auf sie, wenn sie das eigenmächtige Zügeln der Bäuerinnen in „Die Saat der Bäuerinnen“ (Heistingeringer 2001, 108) bestätigt. Im gleichen Sinn möchte ich auch die sammelnden Frauen als eigen-

mächtig Tätige und eigensinnig Lernende würdigen. Mit den Worten von Martina Jauschneg betone auch ich „dass es nicht ausreicht, Räume zur Verfügung zu stellen, sondern dass erst der Gebrauch Freiräume entstehen lässt. Der Gebrauch ist auf symbolischer Ebene ‚verankert‘, es sind Sozialisation, Verhaltensnormen, nicht zuletzt weibliche Vorbilder, die den Gebrauch durch Mädchen oder Frauen fördern oder hindern. Der eigenständige Gebrauch ist daher umso mehr möglich, je mehr ihn das Symbolische unterstützt. Über die Praxis der Beziehungen ist die Änderung des Symbolischen möglich“ (Jauschneg 2001, 117).

3 Methode

Weil das Sammeln oft andere Tätigkeiten begleitet und selber nur vorübergehende Spuren in der Landschaft hinterlässt, suche ich die Indizien (Ginzburg 1995) einer Sammelkultur nicht in der konkreten Landschaft, wie das in der Landschaftsplanung häufig und meistens sinnvoll ist, sondern wähle als Methode qualitative Leitfadeninterviews mit ausgewählten Sammlerinnen.

Ich frage danach, welchen Wert das Sammeln von Wildpflanzen für die Frauen hat, die es praktizieren, und in welchem Rahmen sie es für sinnvoll erachten. Die Antworten darauf kann ich am besten von ihnen selbst erfahren.

Die Geschichten der sammelnden Frauen bleiben exemplarisch. Jede ist mehr, als ich zu beschreiben vermag, und keine der Geschichten ist wiederholbar. In dem Wort Beispiel steckt das Wort Spiel. ‚Spiel haben‘ heißt ‚Raum haben‘. Beispiele lassen Bewegungsfreiheit im Nachdenken zu. Wenn sie als Vorbilder dienen, sollen sie nicht kopiert werden, sondern Möglichkeiten aufzeigen. Auch eine genaue Beschreibung von Beispielen lässt Ungesagtes zurück. Und doch kann sie verstanden werden. Beispiele können auch das begreifbar machen, was noch nicht sagbar ist, indem sie den Blick darauf lenken. Beispiele sind eine Auswahl. Im Fall sammelnder Frauen vertreten sie eine Gesamtheit, die nicht vollständig dargestellt werden kann, u.a. weil sie lebendig und deshalb ständig in Veränderung begriffen ist. Nur etwas Totes kann erschöpfend beschrieben werden.

Um meine Interviewpartnerinnen zu finden, habe ich über die Volkshochschulprogramme der Stadt Wien und über das Internet nach Frauen gesucht, die Kräuterwanderungen anbieten. Auch in informellen Gesprächen habe ich von Personen erfahren, die sich mit Kräutern beschäftigen.

Unter den auf diese Weise gesammelten Adressen habe ich jene Frauen ausgewählt, die selber Kräuter sammeln gehen. Ob sie sich als kräuterkundig bezeichnen würden oder nicht, war für mich zunächst zweitrangig. Frauen, die zwar viel über Kräuter wissen, aber selber nicht sammeln oder nicht mehr sammeln, habe ich nicht interviewt. Das Alter meiner Interviewpartnerinnen ist sehr unterschiedlich. Die jüngste ist 30, die älteste

70 Jahre alt. Das erkläre ich mir als eine Folge dessen, dass ich nicht nach Expertinnen Ausschau gehalten habe, sondern das sammelnde Tätigsein selbst in den Mittelpunkt gestellt habe. Auch pragmatische Gründe sind in meine Auswahl eingeflossen. Um sie für die Interviews leicht erreichen zu können, habe ich Frauen ausgewählt, die ich in Wien und in Oberösterreich interviewen konnte. Auf Wunsch einiger Interviewpartnerinnen anonymisiere ich die persönlichen Daten aus den Interviews. Die Namen, die ich in dieser Arbeit verwende, sind frei erfunden. Auch die genauen Orte der Interviews in Oberösterreich erwähne ich aus diesem Grund nicht.

Vorbild für den Ablauf der Interviews war mir Martina Jauschneg, die in ihrer Diplomarbeit „I moch de Orbeit zu 99% allan!“ ebenfalls mit Leitfadeninterviews gearbeitet hat. Sie hat mich an ihren Interview- und Schreiberfahrungen teilhaben lassen. Der Erfahrungsaustausch mit ihr über ihre und meine Interviews hat mir geholfen, meine Interviewerfahrungen zu reflektieren und für die weitere Interpretation in Worte zu fassen.

Der Leitfaden, der aus sechs offenen Fragen bestand, stellte sicher, dass ich alle mir wichtigen Themen ansprechen konnte, auch wenn ich mich stets auf die gerade aktuelle Frage konzentrierte. Ich nahm die Gespräche auf Tonbänder auf. Sie dauerten zwischen 25 und 90 Minuten. Die Tonbänder befinden sich in meinem Besitz. Zusätzlich protokollierte ich die Gespräche. Das hatte den Vorteil, dass die Gespräche etwas verlangsamt wurde, und meinen Gesprächspartnerinnen in den Pausen, in denen ich schrieb, oft noch etwas einfiel. Das Protokollschreiben zwang mich zu einer Verdichtung und Selektion des Gehörten im Geschriebenen. Beim Protokollschreiben übertrug ich die Aussagen der Frauen in die Schriftsprache. Ich verwende keine phonetische Transkription. Beim Lesen phonetisch geschriebener Texte ist man mehr mit dem Verstehen der Wörter als mit dem Erfassen der Inhalte beschäftigt. Ich bin sicher, dass die Frauen ihre eigenen Worte nicht lesen würden, wenn ich sie im Dialekt zitiert hätte. Würde ich sie nicht ihrer Worte enteignen, wenn ich sie zwar wörtlich, aber für sie selber unverständlich zitieren würde?

Bei der Übertragung der umgangssprachlichen Aussagen in die Schriftsprache gehen einige Aspekte verloren, die in der Schriftsprache nicht ausdrückbar sind. So meint das ‚wir‘ im gesprochenen Wort etwas anderes als im geschriebenen. Auch der Tonfall und der Gesichtsausdruck, der eine Aussage begleitet, sind Kommunikationsmittel des Gesprächs. Um deutlich zu machen, dass ich aufschreibe, was ich verstanden habe, was nicht immer die wörtliche Übersetzung dessen ist, was meine Ohren gehört haben, verwende ich meistens die indirekte Rede, wenn ich Passagen aus den Protokollen der Gespräche mit meinen Gesprächspartnerinnen wiedergebe.

Die Reinschriften der Protokolle, die ich unmittelbar im Anschluss an die jeweiligen Interviews verfasst habe, bildeten meine Arbeitsgrundlage für Ordnung und Interpretation des Materials. Sie befinden sich im Anhang dieser Arbeit. Ziel der Interviews war, von den Frauen inhaltliche Aussagen über ihre Sammelpraxis zu erhalten. Ich nehme die sammelnden Frauen mit ihren Aussagen ernst. Ich vertraue darauf, dass sie mir das sagen, was wichtig ist. Ich suche hinter ihren Aussagen keinen verborgenen Sinn. Stattdessen beabsichtige ich, ihnen ihre gesprochenen Worte in meinem Text als Gegengabe in einem Dialog zurückzugeben. Dieses Vorgehen hat sich in der Aktionsforschung seit den 1970er Jahren bewährt (Mies 1982).

4 Forschungsstand

4.1 Literatur über das Sammeln

Es steht wenig deutschsprachige wissenschaftliche Literatur über das Sammeln von Wildpflanzen in seiner Eigenschaft als Freiraumnutzung zur Verfügung. Michael Machatschek und Birgit Auerswald geben dem Sammeln als Teil der Landnutzungsgeschichte Raum (Machatschek 1999, Auerswald 1996). Beide beklagen, dass das Sammeln im Gefolge der Funktionalisierung und Spezialisierung der Landschaft schwieriger wird. Michael Machatschek schreibt: „Der genaue Blick auf das alte, entschwundene Gebrauchswissen ... wird im Zuge der Enteignung unserer Lebensgrundlagen in mehrfacher Hinsicht bedeutsam“ (Machatschek 1999, 8f). Vor allem alte Menschen sind seine Informationsquelle. Ich stelle dieser Aussage meine These entgegen, dass Gebrauchswissen nicht bewahrt, sondern nur erneuert werden kann.

Durch die Privatisierung des gemeinschaftlichen Landes werden die an Land Eigentumslosen ihres Zugangs zum Land und ihrer Nutzungsansprüche beraubt (Auerswald 1996, 210). Industriell wirtschaftende Landwirte und industriell pflegende Gemeindeverwaltungen (Gemeinde als Verwaltungsinstitution und nicht als Gemeinschaft der Gemeindemitglieder) zerstören viele Sammelorte.

Nicht nur die BewirtschafterInnen und PlanerInnen verdrängen die Geschichte des Sammelns als einer wichtigen Nebennutzung des Landes aus ihrer Wahrnehmung. Machatschek und Auerswald beklagen auch, dass in der wissenschaftlichen Literatur das Sammeln von Wildkräutern als Kulturtechnik weitgehend verschwiegen oder diffamiert wird. „Mittäterschaft entlarvt sich in dem Maße, wie wir die gegenwärtige Zeit nicht erfassen“ (Thürmer-Rohr 1987, 36 zitiert nach Schneider 1998, 20). Dass Wildkräuter trotz aller widrigen Umstände heute auch von jungen Leuten, meines Wissens hauptsächlich von Frauen, gesammelt werden, und dass diese jungen Frauen es sich nicht nehmen lassen, sondern sich immer mehr Wissen und Erfahrung aneignen, verschweigen oder übersehen sowohl Machatschek als auch Auerswald in ihren Werken. Mit den Worten der Dichterin Jean Marie Auel veranschauliche ich die destruktive

Kraft dieses Verschweigens oder Übersehens an folgendem Zitat aus dem Roman „Ayla und der Clan des Bären“:

„Ayla sank zu Boden. Sie hatte sich nicht vorstellen können, was es bedeutete, zum Tode verflucht zu sein. Alle möglichen Schrecknisse waren ihr vor Augen gestanden, aber die Wirklichkeit war schlimmer. ... Für die Clan-Leute hatte Ayla aufgehört zu sein. Sie lebte nicht mehr. Die Ayla, die alle kannten, war tot. Was man von ihr sah, war eine Hülle, in die ein anderer Geist geschlüpft war. ... Da war es leicht zu glauben, der Lebenshauch konnte fortgescheucht werden. Wenn der Kopf ihres greifbaren Körpers es auch noch nicht wusste, so würde er es doch bald genug wissen. Keiner glaubte ernsthaft daran, dass Ayla je wiederkehren würde. Ihr Körper, eine leere Hülle, konnte niemals so lange lebensfähig bleiben, bis es ihrem Geist gestattet war, zurückzukehren. Ohne den Lebenswillen aber, den Willen zum Über-Leben, konnte der Körper nicht essen und nicht trinken, würde bald verfallen. Für den Erdling, der fest an diese Vorstellung glaubte, und der erleben musste, dass die anderen von seinem Sein keine Kenntnis mehr nahmen, gab es keine Hoffnung mehr, keinen Grund mehr zu essen und zu trinken; er hauchte sein Leben aus. ... der Tod würde rasch kommen und sie aus ihrem Elend erlösen. Sie hatte nichts. Keine Familie, keinen Clan, keinen Grund zu leben. Sie war tot. Sie hatten ja gesagt, dass sie tot war“ (Auel 2004, 342 und 344).

Das Kräutersammeln als im Verschwinden begriffene Tradition darzustellen, wie es Machatschek und Auerswald betreiben, interpretiere ich als ein (möglicherweise unbeabsichtigtes) „zum Tode verfluchen“. Auch wenn ich den beiden rechtgebe, dass die Tätigkeit des Sammelns durch die Industrialisierung der Landwirtschaft erschwert wird, betone ich, dass es mindestens ebenso wichtig ist, die gegenwärtig sammelnden Frauen zu würdigen.

Traditionen zeichnen sich aus durch Unveränderlichkeit. „*The object and characteristics of 'tradition', including invented ones, is invariance. The past, real or invented, to which they refer imposes fixed (normally formalised) practices, such as repetition*“ (Hobsbawm 1983, 2). Eric Hobsbawm definiert Tradition als Versuch, eine ritualisierte oder mit Status aufgeladene Handlung unverändert zu wiederholen. Wird das Sammeln von Wildkräutern wahrgenommen, als wäre es immer gleich geblieben, so ist tatsächlich feststellbar, dass das Sammeln, wie es vor der Industrialisierung war, nur mehr in Relikten stattfindet. Hobsbawm stellt diesen erfundenen Traditionen die beständigen Bräuche entgegen, deren Bezug zur Gegenwart Unveränderlichkeit nicht zulässt. „*Custom ... does not preclude innovation and change up to a point, though evidently the requirement that it must appear compatible or even identical with, precedent imposes substantial limitation on it. What it does, is to give any desired change (or resistance to innovation) the sanction of precedent social continuity ... Custom cannot afford to be invariant, because even in traditional societies life is not so*“ (Hobsbawm 1983, 2).

Anja Christanell behandelte in ihrer Diplomarbeit die Wildsammlung von Pflanzen in Kartitsch, Osttirol. Sie drückt in ihrer Einleitung die Absicht aus, „eine Darstellung eines lebendigen Wissenssystems der Gegenwart“ (Christanell 2003, 8) zu liefern. Ihre Arbeit ist eine ethnobotanische Erhebung. Christanell befragte ausschließlich Personen aus bäuerlichen Lebenszusammenhängen. Sie fragt nach Bräuchen, Motivationen und Gebrauchszwecken, vorhandenem ökosystemaren Wissen und nach den konkreten Pflanzen und Sammelorten des vergangenen Jahres. Sie analysiert die Vernetzung der SammlerInnen. Wie alle anderen genannten AutorInnen schreibt sie aber nichts darüber, wie die SammlerInnen das Sammeln erlernt haben, und wie sie ihre Sammelorte finden.

Über das Sammeln von Wurzbüscheln oder Krautbünden für die Kräuterweihe zu Mariä Himmelfahrt schreiben Heide Inhetveen für Süddeutschland und Andrea Baier für Bortereich an der Warburger Börde in Westfalen. Beide stellen die Frage, wie das neue Interesse an diesem alten Brauch auf diesen zurückwirkt, und wie sich seine Inhalte verändern (Inhetveen 2000, Baier 2002). Inhetveen stellt fest, dass ein sehr umfangreiches Wissen nötig und auch vorhanden ist, um die vielen verschiedenen Kräuter zu finden und zu erkennen. Wie auch in Kartitsch ist in Süddeutschland das Krautbundsammeln Frauen- und Mädchensache. „Im Wurzbüschel, der in katholischen Gegenden Europas zu Mariä Himmelfahrt am 15. August in die Kirchen getragen wird, wird das Erfahrungswissen der Frauen gesegnet und bewahrt“ (Meyer-Renschhausen 2000, 18). Andrea Baier schreibt, in Warburg sei der Brauch fast zum Erliegen gekommen und wäre bis vor kurzem nur noch von wenigen Menschen „für sich privat“ (Baier 2002, 6) weitergepflegt worden. Eine Kräuterweihe gibt es in Warburg erst wieder seit 1998. Die meisten der zukünftigen KrautbundsammlerInnen müssen sich das dafür notwendige Wissen erst wieder erarbeiten.

In einem großangelegten Projekt versuchten Wolfgang Kubelka und Johannes Saukel am Institut für Pharmakognosie der Universität Wien, in Österreich kursierendes volksmedizinisches Wissen festzuhalten. Zirka 50 Diplomarbeiten zum Thema ‚Volksmedizin in Österreich‘ sind entstanden. Sie sind alle gebietsbezogen und entweder alphabetisch nach lateinischen Pflanzennamen oder nach Zubereitungsarten strukturiert. Auch diese Werke sind Bestandsaufnahmen. Das Sammeln von Wildpflanzen als zur Volksmedizin gehörende Tätigkeit wird in ihnen allerdings nur teilweise und nur am Rande thematisiert (Bayer 1995, 5).

Wie die Befragten ihr Wissen erworben haben, wird in den ‚volksmedizinischen Diplomarbeiten‘ ebenfalls nur am Rande erwähnt. Wenn überhaupt, werden von den AutorInnen Quellen des Wissens ihrer Gewährspersonen genannt, nicht aber die Lernprozesse. Diese explizit genannten Quellen sind handschriftliche und gedruckte Kräuter- und Rezeptbücher. Dass der Prozess der mündlichen Überlieferung an Personen gebunden wird, wird unterschlagen. Auch dass neues volksmedizinisches Wissen von den

Kräuterkundigen weiterentwickelt wird, wird nicht thematisiert. In einigen dieser Diplomarbeiten wird bedauert, dass überliefertes Wissen durch Angelesenes verfälscht werde, und dass sich die Herkunft des Wissens oft nicht feststellen lasse (Hinterdorfer 1989, 7). Davon abweichend interpretiere ich die Einbeziehung von Büchern in den eigenen Umgang mit Wildpflanzen nicht *ethnologisch*, als Verfälschung des überlieferten Wissens, sondern *pragmatisch*, als Evaluierung von Bücherwissen durch die Erfahrungen, die damit in konkreten Fällen gemacht werden (siehe Kapitel Wegwissen).

Eine Erfahrung, die ich mit einigen AutorInnen der ‚volksmedizinischen Diplomarbeiten‘ teile, betrifft das Thema Gender. Denjenigen, die das Thema ansprechen, fällt auf, dass das Kräuterwissen hauptsächlich von Frauen tradiert wird (Bayer 1995, 6; Engelsberger 1989, 7; Hinterdorfer 1989, 6). Von den AutorInnen wird auf diese Tatsache nicht näher eingegangen. Ihre Frage nach der Herkunft des Wissens beschränkt sich auf die Frage, ob es volkstümlich überliefert worden ist oder nicht. Obwohl sie nach personal gebundenem Volkswissen suchen, betrachten sie das Wissen als unabhängig von den TrägerInnen. Dies ist meiner Ansicht nach einer der Mechanismen, an Personen, Orte und Zeiten gebundenes Gebrauchswissen in enteignendes ExpertInnenwissen zu transformieren.

4.2 Ratgeberliteratur

Im Gegensatz zu Monographien zum Thema Sammeln gibt es Ratgeber für das Sammeln in rauhen Mengen. Jährlich werden neue geschrieben. Birgit Auerswald analysiert circa 70 davon (Auerswald 1996). Im Allgemeinen sind Sammelratgeber nur sekundär als Bestimmungsbücher zu gebrauchen, auch wenn sie immer Standortbeschreibungen der Pflanzen enthalten. In den meisten Büchern sind die Pflanzen nicht nach ihren Erkennungsmerkmalen, sondern nach ihren lateinischen oder deutschsprachigen Namen geordnet. Fast immer enthalten Sammelratgeber eine Einleitung, in der die VerfasserInnen die SammlerInnen zu rücksichtsvollem Umgang mit der Natur aufrufen und davor warnen, sich auf das Buch alleine zu verlassen (Neubauer 2003, 2). Genauso wie in den Büchern über das Sammeln drücken auch in den Sammelratgebern die AutorInnen oft ihren Wunsch aus, das Wissen für den autonomen Gebrauch zu erhalten (Neubauer 2003, 1).

Das erste heute bekannte Kräuterbuch wurde vor 5700 Jahren vom chinesischen Kaiser Shin-nong verfasst (Willfort 1971, 15). Kräuterwissen wurde schon tausendemale aufgeschrieben, aber es wird dennoch immer wieder aufs Neue schriftlich festgehalten. Die neuen Bücher werden genauso gekauft wie die alten und auch gelesen. Für mich bedeutet das, dass ein Bedürfnis besteht, die Kräuter(heil)kunde immer wieder in die Gegenwart zu holen, an die Gegenwart anzupassen, die Vergangenheit für die Zukunft zu adaptieren. Oft waren oder sind die AutorInnen als HeilerInnen tätig (Künzle 1945,

Weidinger 1981, Treben 2002, Zizenbacher 2003), oder sie fassen ihr Erfahrungswissen, mit etwas Literatur und Anekdoten ergänzt, für andere zusammen wie Maria Findeis und Alfred Ulsamer, die ihre LeserInnen auf (fiktive) Spaziergänge mitnehmen (Findeis 1947, Ulsamer 1903). Kräuterbücher von PharmazeutInnen und BotanikerInnen haben eher lexikalen Charakter (Willfort 1971, Losch 1903, Tautenhayn o.J.). Solche Literatur kann wertvolle Unterstützung sein. Um den Umgang mit Wildpflanzen zu erlernen, reicht sie allerdings nicht aus.

5 Wegwissen

Die Frauen, die Pflanzen zum Essen und Heilen sammeln und verarbeiten, gehen souverän mit ihrem Wissen um. Sie kennen die Pflanzen und deren Verwendungsmöglichkeiten. Sie wissen, welche Pflanzen sie eventuell mit giftigen Pflanzen verwechseln könnten. Sie nehmen die potentiellen Sammelorte und deren Qualitäten wahr. Sie sind zur rechten Zeit dort. Sie wissen, wieviel sie wissen, welche Wissenslücken harmlos und welche gefährlich sind. Sie finden Wege, wie sie dazulernen können und wie sie alte und neue Erfahrungen be- und verwerten können. Sie wissen, dass das Sammeln für sie Sinn und Zweck hat. Der Großteil dieses Wissens liegt in den Erfahrungen und Erinnerungen, in den persönlichen Begegnungen mit den Pflanzen, mit den Anwendungen, mit den Orten. Nur Bruchteile dieses Wissens sind in Sprache übertragbar.

Der Fokus liegt beim Sammeln auf den Pflanzen. Die Beute ist das Ziel, die *Absicht*. Die Kenntnis der Sammelorte und das Dazulernen sind genauso wichtig, weil ohne sie das Sammeln nicht erfolgreich wäre. Aber da sie sich aus dem Ziel ergeben, wird ihnen wenig bewusste Aufmerksamkeit geschenkt. Der *Weg* zum Ziel ist jener Teil des Wissens, der während des Handelns meistens so unbewusst bleibt wie die Grammatik beim Sprechen. Mich interessiert hier etwas, das nicht in Worten gedacht wird und auch nicht in Worten gedacht werden muss, wenn es gemacht oder gewusst wird. Die Versuche, es zu beschreiben sind „immer Versuche, eine Form von Intelligenz in eine explizite, systematische Form zu bringen, die ursprünglich stillschweigend und spontan ist. Unsere Beschreibungen sind Mutmaßungen, die an der Beobachtung ihrer Ursprünge getestet werden, und die sie zumindest in einer Hinsicht zwangsläufig verzerren müssen. Denn Wissen im Tun ist dynamisch, und Tatsachen, Prozeduren, Regeln und Theorien sind immer statisch“ (Neuweg 2001, 135). Es ist wahrscheinlich, dass die Theorie nicht das Handeln leitet, sondern ihm folgt und es im besten Fall ergänzt und modifiziert. Das gilt nicht nur dafür, wie man sich das Handeln anderer erklärt, sondern auch für die Erklärungen, die man sich für sein eigenes Handeln gibt. Einfacher ausgedrückt: Theorie sind „die Worte, die sehen lassen was ist“ (Muraro 1993, 55). Das Handeln der sammelnden Frauen nachzuzeichnen heißt, ihm intellektuelle Aufmerksamkeit zu schenken, und das halte ich für eine sinnvolle Möglichkeit, von den Frauen zu lernen und ihre Eigenart zu würdigen.

5.1 Definition von Wegwissen

Wegwissen ist „Wissen, das am Wege, im Wege, auf dem Weg entsteht und sich dort bewähren muss. Nur dort kann es angeeignet werden. Es lässt sich nicht produzieren. Es muss erfahren werden. Man könnte es auch Subsistenzwissen nennen“ (Groeneveld 1984, 58).

Unter Wegwissen verstehe ich Wissen, das in Bewegung ist. Die Frauen machen es sich zu eigen, indem sie tätig werden. Das Wegwissen ist von Anfang an brauchbar, da es im Gebrauch entsteht. Das Wegwissen ist niemals vollendet, da es im Gebrauch immer an die sich ändernde Umwelt angepasst wird. Seine Qualitäten lassen sich nicht festhalten und nur im Gebrauch weitergeben. Über den Gebrauch ist es an Orte, Zeiten und tätige Menschen gebundenes Wissen. Wer Wegwissen erlangen will, muss sich auf den Weg machen und selber tätig werden.

Sich auf den Weg machen muss nicht heißen, einen bestehenden Weg zu benützen. Der Weg ist die Strecke zwischen Ausgangspunkt und Ziel. ‚Der Weg entsteht im Gehen.‘ sagt ein Sprichwort.

Das Bild des Trampelpfads drückt die Qualität des Wegwissens sehr anschaulich aus. Der Trampelpfad ist ein unbefestigter Weg. Er verbindet zwei wichtige Punkte über die am wenigsten aufwendige Strecke, oder er führt an einer Grenze entlang. Der Trampelpfad ist zugleich Nutzungsspur und eindrückliches Nutzungsinteresse – ‚in der Nutzung sein‘.

Das Netz der Trampelpfade ergänzt das institutionalisierte Wegenetz oder geht diesem voraus. Der Trampelpfad entsteht als Folge dessen, dass viele Leute den selben Weg gegangen sind. Auf diese Weise ist er gangbar geworden. „Wege entstehen durch Zweck und Absicht“ (Appel 1991, 25). Auch das Wild benutzt Wildwechsel und schafft sich auf diese Weise seine eigenen Wege.

Bei einem Trampelpfad ist nicht ganz eindeutig, ab welchem Zeitpunkt er ein Weg ist. Geht nur eine Person nur einmal über eine Wiese, hinterlässt sie eine vergängliche Spur. Im Wald bleibt bei trockenem Wetter fast kein Eindruck. Erst die wiederholte Benützung einer Wegstrecke hinterlässt einen Pfad.

Der Trampelpfad ist nur begrenzt dauerhaft. Je nach Untergrund und Randvegetation hält er eine oder mehrere Vegetationsperioden, bevor er zuwächst. Wird er häufig frequentiert, bleibt er ohne zusätzliche Pflege erhalten. Darin ähnelt der Trampelpfad dem Wegwissen. Wie der Trampelpfad hat auch das Wegwissen keinen Warenwert, auch keinen Tauschwert, sondern einen Gebrauchswert. Beide sind weder käuflich noch verkäuflich. Der Wert des Weges ist die Möglichkeit und die Tätigkeit, von einem Ort an einen anderen zu kommen. Ich komme auch ohne den Trampelpfad dorthin, aber auf ihm ist es um einiges bequemer. Auf dem Trampelpfad haben schon die VorgängerInnen die Hindernisse beseitigt, niedergetreten oder umgangen. Er ist besser gangbar als das unwegsame Gelände daneben. Der Weg ist die vorgeleistete Arbeit der VorgängerInnen. Die Nachfolgenden können ihn benützen, wenn sie ihn als für ihre Ziele brauchbar erkennen.

Um an das beabsichtigte Ziel zu kommen, müssen sie den richtigen Weg von den falschen Wegen unterscheiden. Sie müssen den Weg kennen. Kennenlernen kann man einen Weg durch das Gehen. Man kann durch Probieren ans Ziel kommen, aber auf Erfahrungen und Erinnerungen aufzubauen, bringt eineN wesentlich rascher und sicherer ans Ziel. Dabei kommt es „darauf an, wie wir es gelernt haben, uns auf Wege zu begeben und auf Wegen zu bewegen“ (Appel 1991, 12). Am sichersten und ohne große Umwege erinnert man sich eines Weges, wenn man ihn mehrmals mit jemandem, der sich auskennt, mitgegangen ist und in der Folge noch ein paarmal selbständig den Weg gefunden hat. So ist es auch mit dem Sammeln: Am sichersten fühlen sich die Frauen bei der Verwendung von Pflanzen, die sie schon lange kennen, und am einfachsten lernen sie neue Pflanzen kennen, wenn eine kundige Person sie ihnen vor Ort zeigt.

Um einen Weg zu finden, hilft eine Wegbeschreibung, aber sie ist nicht vergleichbar damit, einen Weg gegangen zu sein. Die Kräuterbücher sind vergleichbar mit einer Wegbeschreibung. Mit ihnen kann eine Sammlerin umso mehr anfangen, je mehr Wegwissen sie sich bereits angeeignet hat. Das Wegwissen hilft ihr, die Diskrepanzen zwischen Bücherwissen und Wirklichkeit zu überbrücken und dabei die verschiedenen Schlaglöcher rechtzeitig zu sehen und zu umgehen. Mit ihrem Wegwissen kann sie die Vertrauenswürdigkeit und Übertragbarkeit des fremden Wissens richtig einschätzen, etwaige Risiken erkennen und durch Vorsicht an den richtigen Stellen minimieren. Sie kann letztendlich selber Wege finden und wenn nötig Wege bahnen, wenn sie auf anderen Wegen Erfahrung gesammelt hat. „In der Wegerfahrenheit der Routine, im Alltagswissen liegt die Kompetenz des Sichauskennens und der Sicherheit auf den bekannten Wegen; daraus entsteht die Fähigkeit, auf unbekanntem Wegen aufgrund der Erfahrungen, der Sicherheit, einen Weg zu wissen“ (Appel 1991, 23).

Durch das Tätigwerden, durch das Selbergehen auf dem Weg, hilft man mit, den Weg als solchen zu erhalten. Die Wegbeschreibung kann dazu nichts beitragen. Man kann sie hundertmal durchlesen, aber der Weg wird zuwachsen, wenn ihn niemand geht. „Tätigsein heißt, seinen Anlagen, seinen Talenten, dem Reichtum menschlicher Gaben Ausdruck zu verleihen, ... Es bedeutet, sich selbst zu erneuern, zu wachsen, sich zu verströmen, zu lieben, das Gefängnis des eigenen isolierten Ichs zu transzendieren, sich zu interessieren, zu lauschen, zu geben. Keine dieser Erfahrungen ist jedoch vollständig in Worten wiederzugeben. Worte sind Gefäße, die wir mit Erlebnissen füllen, doch diese quellen über das Gefäß hinaus. Worte weisen auf Erleben hin. Sie sind nicht mit diesem identisch. In dem Augenblick, in dem ich ein Erleben vollständig in Gedanken und Worte umsetze, verflüchtigt es sich; es verdorrt, ist tot, wird zum bloßen Gedanken. Daher ist Sein nicht mit Worten beschreibbar und nur durch gemeinsames Erleben kommunizierbar. In der Existenzweise des Habens herrscht das tote Wort, in der des Seins die lebendige Erfahrung“ (Fromm 1979, 89).

Gebrauchswissen kann man nur dort erwerben, wo es gebraucht wird. Und man muss es gebrauchen. Man kann es auch durch eigenes Tätigsein erschaffen. Das Tätigsein ist der Preis dafür. Es bleibt einem verschlossen, solange man es nicht praktiziert. Und es wird auch aus Büchern lebendig, wenn man es mit dem eigenen Leben verknüpft. Mit der Praxis erschließt es sich, wächst und wird modifiziert. Mit jeder neuerlichen An- und Zuwendung wird es erneuert und erinnert.

Gebrauchswissen kann man nicht besitzen. Man muss es erleben. Es ist Bestandteil der Person und Bestandteil der Erfahrung und Erinnerung. Gebrauchswissen an sich ist nicht wichtig. Wichtig ist dabei der Gebrauch, den das Wissen erleichtert. Wird das Gebrauchswissen an sich wichtig, wird es musealisiert und verliert seine Lebendigkeit. Es kann das Gewicht der Wichtigkeit nicht ertragen. Mir gefällt der Begriff Wegwissen besser, weil er das Element der Bewegung in sich trägt. Wegwissen ist mehr ein Können als ein Wissen, mehr Tätigkeit als Besitz. Es ist so unwichtig und so unerlässlich wie der Weg, wenn ich ein Ziel, einen Beweggrund habe.

Wegwissen ist Ergebnis und Inhalt einer Beziehung, die eine Person mit der Welt verbindet. Wissen, das eine Sammlerin sich durch An- und Zuwendung zu eigen macht, konstituiert ihre Eigenmacht. Gebraucht eine Frau ihr Wissen, bestätigt oder modifiziert sie dessen Wahrheit. Das Wissen wird oder bleibt aktuell, wirklich, wirksam. Dazu ist es nötig, die aktuelle Handlung in Beziehung zu bringen mit früheren Erfahrungen, oft auch mit der Erinnerung an Vorbilder, LehrerInnen und VorgängerInnen. Mit den Worten der Frauen des Mailänder Frauenbuchladens gesprochen ist es nötig, „die Erfahrungen in der Realität in Wissen über die Realität zu verwandeln“ (Libreria delle donne di Milano 1988, 171).

Ein großer Teil des Wegwissens ist implizites (unausgesprochenes) Wissen. „Wissen, das durch Vorbilder oder *Musterbeispiele* – durch vorbildliches Handeln, wie etwa in der Meister-Lehrling-Beziehung – weitergegeben, und Wissen, das durch *Übung* und *persönliche Erfahrung* erworben wird, kann als ‚implizites Wissen‘ bezeichnet werden. Das ist eine treffende Bezeichnung, weil das Herzstück solchen Wissens nicht in verbalen oder mathematischen Formulierungen besteht; es besteht darin, *Urteile bilden* und *Dinge* in der Praxis *tun* zu können. ... Das Wissen liegt *im* Urteilen und Tun“ (Molander 1992, 11 zitiert nach Neuweg 2001, 19). „Implizites Wissen erscheint uns hier als jener Anteil von Wissen, der bei der sprachlichen Kodierung verloren geht und der bei der Dekodierung durch den Lernenden wieder ergänzt werden muss – ein Prozess, den wir im allgemeinen ‚Verstehen‘ nennen“ (Neuweg 2001, 9).

Die Kundige muss sich auf jeden Einzelfall neu einlassen und ihn neu beurteilen. Die dazu nötige Urteilskraft kann nicht gelehrt, sondern nur eigen-sinnig gelernt werden. „Kant hat die Urteilskraft beschrieben als eine Funktion des ‚sogenannten Mutterwitzes,

dessen Mangel keine Schule ersetzen kann, weil, ob diese gleich einem eingeschränkten Verstande Regeln vollauf, von fremder Einsicht entlehnt, darreichen und gleichsam einpfropfen kann, so muss doch das Vermögen, sich ihrer richtig zu bedienen, dem Lehrlinge selbst angehören, und keine Regel, die man ihm in dieser Absicht vorschreiben möchte, ist, in Ermangelung einer solchen Naturgabe, vor Missbrauch sicher‘ (Kant 1781, 133)“ (Neuweg 2001, 266).

Zuallererst lernt ein Mädchen von der Mutter, dass es Wegwissen gibt, und dass sie es gebrauchen muss. Die Sprache ist das erste Gebrauchswissen, das ein Kind erwirbt. Die Sprache ist Ergebnis der Verhandlung mit der Mutter und mit anderen Bezugspersonen im Vertrauen darauf, dass die Worte Bedeutung haben und es wert sind, begehrt zu werden (Muraro 1993, 119). Auch der ‚Mutterwitz‘ ist keine Naturgabe, sondern (Witz kommt von Wissen) der Lohn dafür, der Autorität der Mutter zu vertrauen als derjenigen, die vor mir da war. Sie gibt den ersten Maßstab, der einer Frau (auch einem Mann) ermöglicht, den Worten und den Regeln, die sie (oder er) kennenlernt, die ihnen angemessene Bedeutung zu geben.

Das Vertrauen in die Autorität derer, die mehr wissen, ist notwendig, um sich einen eigenen Standpunkt zu bilden. Erst, wenn man eine Bedeutung erkannt hat, kann man diese hinterfragen. Oft ist das sinnvoll, aber auch hier muss man das rechte Maß finden. Dieser sinnvolle Umgang mit Wissen ist eine vernakuläre¹ Gabe. – Wie man Wissen und Regeln sinnvoll anwendet, sagt eineM der Hausverstand.

5.2 Weg-Gründe um mit dem Sammeln anzufangen

5.2.1 Versorgtwerden

Fast alle Sammlerinnen haben das erste Wissen über das Sammeln von zuhause mitbekommen. Einen genauen Zeitpunkt, wann sie angefangen hat, sich für das Sammeln von Wildpflanzen zu interessieren, konnte mir keine der Frauen sagen. Die Kräuter lernten sie als Kinder zuerst kennen, wenn die Mutter oder Großmutter sie in der Küche verwendete oder als Heilkräuter den Kindern verabreichte.

Iris erzählt, zum Teil habe ihr die Großmutter etwas gezeigt, zum Teil sei es an ihr angewandt worden. Das sei bei ihr zuhause ziemlich gut gepflegt worden. An die Veilchenwurzel könne sie sich noch erinnern, ebenso an die in hochprozentigem Alkohol eingelegten Lilienblätter, die auf Wunden höllisch gebrannt hätten (Iris 22.10.2003, 2f). Sie kennt die Anwendung der Pflanzen „*aus der Anschauung und aus der Erfahrung*.“ Iris gibt ihr Wissen auf dieselbe Weise an ihre Tochter weiter. Sie sagt, sie habe ihr

¹ „Vernakulär/gemein: Vernakulär hat eine indogermanische Wurzel ‚die ‚Verwurzelung‘ und ‚Wohnsitz‘ bedeutet. Das lateinische Wort ‚vernaculum‘ bezeichnet alles, was im Haus geboren, gesponnen, aufgezüchtet oder gemacht wurde, im Gegensatz zu dem, was nur durch Kauf erworben werden konnte. ... Varro unterscheidet die vernakulären Wörter, die auf dem eigenen Mist gewachsen sind, von den nur beherbergten verba peregrina, den streunenden Wörtern“ (Illich 1995, 162).

nichts speziell gezeigt. Ihre Tochter habe aber „vom Tun“ einiges von ihr gelernt (Iris 22.10.2003, 3).

Auch Viola hat viel vom Tätigsein ihrer Mutter mitbekommen: „*Ich selbst bin mit einer Mutter aufgewachsen, die gegen jedes Leiden oder Wehwehchen ein Hausmittel bereitstehen hatte. Manchmal ging sie auch einfach aus dem Haus in den Garten, schnitt ein paar Blätter ab – und schon konnte die Behandlung beginnen. Am meisten eingeprägt haben sich bei mir die verschiedenen Teemischungen. Eines Tages begann ich, das gleiche zu tun*“ (Viola o.J. Br. 2).

Daphne erzählt, sie habe schon als kleines Kind das Wildkräutersammeln beim Wildzelten im Urlaub als sehr lustvoll empfunden. Das Sammeln sei in ihrer Familie Tradition (Daphne 12.12.2003, 1). An das Sammeln von Wildpflanzen für den Speisezettel sind für sie wie für einige andere Frauen Geschichten von früher geknüpft. Geschichten aus der Nachkriegszeit, darüber, dass damals das Sammeln lebensnotwendig war. Die Sammlerinnen erzählen die Geschichten vom Sammeln in der Not als Geschichten von der Macht der Kräuterkundigen, Not abzuwenden. Jasmin erzählt, sie seien fünf Kinder gewesen. Ärztliche Versorgung war teuer und umständlich zu bekommen gewesen. Deshalb hätten sie das meiste bei Mensch und Vieh selber gemacht (Jasmin 22.1.2004, 1).

Das Sammeln von Wildpflanzen und die Kompetenz darüber hat mit dem Zuständigsein für die Versorgung des Haushalts zu tun. In den Herkunftshaushalten der zwölf Frauen, die ich interviewte, waren dafür, sofern das erwähnt wurde, die Mütter oder Großmütter zuständig. Meistens waren sie es, die Wildpflanzen für Ernährung und Heilkunde sammelten oder anbauten und so den Töchtern als Vorbilder sowohl für das Sammeln als auch für die Verarbeitung dienten.

5.2.2 Mitgenommenwerden

Veronica erinnert sich, dass in ihrer Kindheit (in den 1950er Jahren) das Sammeln notwendig war. Das Sammeln lernte Veronica kennen, weil sie von ihrer Großmutter, bei der sie aufgewachsen ist, mitgenommen wurde. Mit ihrer Großmutter hat sie Schlüsselblumen, Schafgarben, Huflattich, Hansel-und-Gretl und große Mengen an Beerenfrüchten gesammelt (Veronica 12.1.2004, 2).

Beim Sammeln bestimmter Pflanzen verweilt man relativ lange an einem Ort im Grünen. Das hat eine ganz andere Qualität des Der-Landschaft-Näherkommens als ein Spaziergang, der oft nur eine ‚Durchreise‘ ist. Kinder und Erwachsene können dabei gemeinsam unterwegs sein, aber unterschiedliche Interessen verfolgen.

„Das Mitgenommen-werden von einer, die sich auskennt, ist eine wichtige Voraussetzung, um dann allein gehen zu können. Das geschieht meistens ganz ‚klassisch‘. Wir

werden ‚an die Hand genommen‘ und bekommen den Weg gezeigt und damit auch das, was unterwegs passieren kann. Wir erfahren es mit. Dann, wenn wir es uns zutrauen, gehen wir allein“ (Appel 1991, 20f).

Veronica erzählt von einer solchen Situation. Sie war von ihrer Großmutter zum Himbeeren pflücken mitgenommen worden. Sie erzählt von dem, was sie mit ihrer Großmutter miterfahren hat: Sie hätten diesmal zwar nicht sehr viele, aber dafür besonders schöne Himbeeren gefunden (Veronica 12.1.2004, 5). Aber auch nebenbei ist viel passiert: Veronica erinnert sich, die Großmutter habe einmal ein Reh und ein anderes Mal eine Schlange aufgescheucht. Im Wald habe es eine Hütte gegeben, die in Veronicas Phantasie ein Hexenhaus gewesen sei (Veronica 12.1.2004, 5).

Nicht immer hat Veronica sich beim Sammeln beteiligt. Sie erzählt: *„Einmal war ich krank, und die Oma wollte Himbeeren pflücken. Ich musste mitkommen, weil sie mich nicht alleine zuhause lassen wollte. Während meine Großmutter gebrockt² hat, habe ich mich auf einen Baumstumpf gesetzt und mit Zapfen gespielt. Ich habe mir aus den Zapfen einen Zoo mit vielen Tieren zusammengestellt. Auf einmal habe ich ganz schwere Schritte gehört, die immer näher kamen und ich hab vor lauter Angst nicht mehr geatmet. Ich hatte auch eine lebhaftige Phantasie. – Dann hat sich herausgestellt, dass das ein Igel war“* (Veronica 12.1.2004, 5).

„Wir können die Reise nur dann vorbereiten und planen, wenn wir ‚einen Weg wissen‘, d.h. wenn wir das Prinzip der Reise durch Vorbilder, durch das Mitgenommen-werden, erfahren haben. Wir lernen, indem wir einen Weg gezeigt bekommen und dann selber probieren und erfahren; vor allem, indem wir die Wege immer wieder gehen und immer aufs Neue erfahren. Dadurch werden wir auf ihnen sicher und gewinnen Wegwissen: Wissen, wie es weiter-geht oder weiter-gehen kann. ... Beim Sammeln von Erfahrungen und deren Verwandlung in ‚mehr oder weniger verlässliches Wissen‘ (Gronemeyer 1988, 269) sind wir also immer auf Bekanntes, Vertrautes und schon Erfahrenes angewiesen, das einen Vergleich möglich macht. Wir können auch sagen, wir sind auf das ‚zu Hause‘ angewiesen, darauf, dass wir Erfahrenes und Gelerntes von zu Hause mit auf die Reise nehmen; dann kann auch etwas hinzukommen, und dann können wir auch Neues mit zurückbringen“ (Appel 1991, 18f).

Bei solchem Mitgenommenwerden und Mitmachen, erzählt Angelica, habe sie mit ihrer Großmutter jedes Jahr im Frühjahr einen Wiesenspinat gesammelt. Dabei habe sie die

² Der Dialektausdruck ‚brocken‘ bezeichnet das Ernten größerer Mengen von Pflanzen oder Pflanzenteilen. Eine einzelne Blume hingegen wird gepflückt. Vor allem bei Früchten und Blattgemüse wird eher brocken verwendet als pflücken. Das Wort ‚brocken‘ bezeichnet auch Tätigkeiten, für die das Wort ‚pflücken‘ nicht passt, wie die Ernte von Pilzen. Eine Bekannte aus der Steiermark hat mir erklärt, sie würde nicht Schwammerlsuchen gehen, sondern Schwammerlbrocken, denn sie gehe davon aus, welche zu finden und sie wisse wo, sie müsse sie also nicht suchen.

mindestens zwanzig verschiedenen verwendbaren Kräuter gut kennengelernt und ein Gefühl bekommen für die richtigen Mengenverhältnisse der teilweise bitteren Kräuter (Angelica 2.12.2003, 1).

Die ältesten Erinnerungen der Frauen sind die an einfache, ‚gängige‘ Pflanzen, die allgemein bekannt sind, und von denen große Mengen gesammelt werden. Das sind die Beerenfrüchte, Fichtenwipferl und Spitzwegerichblätter für Sirup, die Blütenpflanzen des Frühlings (Schlüsselblumen, Hänsel-und-Gretl, Huflattich) für Tee, die Wiesenspinatpflanzen. Sie sind nicht nur Heilpflanzen, sondern auch für den alltäglichen Gebrauch gedacht. Sowohl die Pflanzen, als auch ihre Anwendungen sind schon den Kindern bekannt. Die Kräuter gehen bei der Verarbeitung durch die Hände der Mutter, bevor sie auf den Tisch kommen. So kann es nicht zu Verwechslungen kommen.

Jasmin sagt, sie habe viel von ihrer Mutter gelernt, die eher die gängigen Pflanzen gesammelt habe. Als Beispiel nennt sie die Kamille (Jasmin 22.1.2004, 1). Auch Melissa erinnert sich, ihre Mutter beim Sammeln begleitet zu haben. Diese habe nur wenige Pflanzen, aber diese dafür jedes Jahr und „*ganz selbstverständlich*“ gesammelt. Konkret nennt Melissa Hagebutten und Brennesseln als Pflanzen, die ihre Mutter gesammelt hat (Melissa 25.11.2003, 1).

5.2.3 Geschicktwerden

Auf das Mitgenommenwerden folgt das Geschicktwerden. Die Kinder werden in den Garten geschickt, Kräuter aus dem Gemüsegarten und aus der Wiese zu holen. Iris erzählt, sie sollte die Rispen des Spitzwegerichs und Kräuter für die Kräutersuppe sammeln. Sie sagt, das hätten im allgemeinen die Kinder gemacht (Iris 22.10.2003, 4).

Durch das Geschicktwerden entsteht Geschicklichkeit. Im Gepäck das Vertrauen und die Erwartung der Mutter, dass die Tochter das Richtige ins Haus bringt, wird die Tochter selbständig tätig und sammelt „Wegerfahrung“ (Appel 1991, 21).

An einfachen Pflanzen aus dem Garten haben die Frauen meistens als Kinder angefangen, Wegwissen zu erwerben. Iris sagt, sie habe gewusst, dass in ihrem Garten keine ernsthaft giftigen Pflanzen wuchsen. Deshalb habe sie ihre Kinder Walderdbeeren und Kräuter aus dem Garten unbesorgt verspeisen lassen können. Sie nennt als Beispiel die Blüten des roten Klees, die auch sie schon als Kind geliebt habe (Iris 22.10.2003, 4).

Der Garten ist sehr wichtig dafür, das Sammeln von Wildpflanzen als Kind zu üben. Kinder können hier ihre ersten selbständigen (Sammel)Erfahrungen machen, ohne im Straßenverkehr ihr Leben zu riskieren oder sich im Wald zu verirren. Die Mutter weiß, welche Giftpflanzen gefährlich werden können und kann die Kinder davor warnen. Die im Garten gesammelten Pflanzen können von der Mutter ohne Vorbehalte verwendet

werden, da sie die Standortbedingungen der Pflanzen kennt, auch wenn sie beim Sammeln nicht dabei war.

5.2.4 Wechselseitige Anerkennung

Das Geschickwerden enthält neben der Aufforderung zum Handeln auch das Vertrauen in die Fähigkeiten/ die Geschicklichkeit der Geschickten. Doch nur, wenn die Kinder auch der Mutter vertrauen, – erstens, dass sie ihnen das Richtige beigebracht hat und zweitens, dass sie die Kinder richtig einschätzt – kann das Vertrauen der Mutter ihr Selbstvertrauen stärken.

Die Mütter haben ihre Töchter in ihrer Sammeltätigkeit bestärkt, indem sie die Sammelbeute der Töchter und auch anderer Familienmitglieder in ihre Haushaltsführung miteinbezogen. Iris erinnert sich, und sie bewertet es positiv, dass sie, wie die anderen Kinder in ihrer Jugendzeit, mit ihrem Sammeln von Wildfrüchten zum Einlegen, von Kräutern für die Kräutlsuppe und von Bucheckern für Öl zur Versorgung des Haushalts beitragen konnte. Heute würden die Kinder höchstens Kastanien sammeln gehen, vergleicht sie (Iris 22.10.2003, 3).

.Veronica erinnert sich an das erhebende Gefühl, wenn sie mit einer Tasche voller Pilze nach Hause kam, die sie mit ihrem Großvater gesammelt hatte. Sie erzählt, ihre Großmutter habe daraus Schwammerlsoße mit Knödeln gekocht, *„und einen Datsch, das ist so etwas ähnliches wie Kartoffelpuffer. Dazu gab es Gurkensalat, wie in einem Spezialitätenrestaurant“* (Veronica 12.1.2004, 2).

Die Frauen arbeiten daran, die Quellen ihres Wissens zu fassen, um daraus schöpfen zu können. Viola hat sich, nachdem sie in Griechenland zu sammeln begonnen hat, wieder vermehrt auf die Erinnerungen an ihre Mutter besonnen, die für jede Gelegenheit ein Hausmittel zur Hand hatte: *„Ich selbst bin mit einer Mutter aufgewachsen, die gegen jedes Leiden oder Wehwehchen ein Hausmittel bereitstehen hatte: Manchmal ging sie auch einfach aus dem Haus in den Garten, schnitt ein paar Blätter ab – und schon konnte die Behandlung beginnen. Am meisten eingeprägt haben sich bei mir die verschiedenen Teemischungen. Eines Tages begann ich, das gleiche zu tun. Meine ersten Teesammelaktionen machte ich in Frühsommerurlaube in Griechenland. Einheimische zeigten mir die Sammelplätze und ich erfuhr auch ein bisschen über die Wirksamkeit der verschiedenen Pflanzen. Inzwischen sammle ich auch in unseren Regionen“* (Viola o.J. Br. 2).

Silene sagt, sie könne sich nicht an direkt von ihrer Großmutter erfahrenes Wissen erinnern, obwohl diese das Kräuterwissen als inneres Wissen gehabt habe (Silene 26.1.2004, 2). Durch die praktische Beschäftigung mit den Kräutern macht Silene sich dieses Wissen wieder zugänglich. Sie erarbeitet es sich neu, betont aber dennoch, dass da immer schon etwas gewesen ist. Sie sagt, wenn man die Pflanzen anschau, probiere,

in die Hand nehme, werde das innere Wissen wieder hervorgeholt. Das geschehe über das Gefühl, nicht über den Verstand. Sie sagt, je mehr sie sich damit beschäftige, umso mehr komme das innere Wissen wieder zum Vorschein (Silene 26.1.2004, 2).

Das Einverständnis und die Anerkennung von der Mutter sind auch für die Sammlerinnen wichtig, die das Sammelwissen nicht von ihr erworben haben. Margarita erinnert sich, dass ihre Mutter weder eine Sammlerin noch eine Suppenköchin war. Die Pflanzen habe sie durch ihren Vater kennen und lieben gelernt (Margarita 28.10.2003, 2). Dennoch war es wichtig für sie, dass ihre Mutter ihre Sammeltätigkeit schätzte. Margarita erzählt, ihre Mutter habe ihr erlaubt, in ihrer Küche (wohl mit ihrer Unterstützung) die Siebenkräutersuppe zu kochen (Margarita 28.10.2003, 2). Erica freut sich darüber, dass ihre Mutter das ‚Unkraut‘ durch sie schätzen gelernt hat (Erica 10.12.2003, 1)

Bei neun der zwölf von mir befragten kräuterkundigen Frauen haben die Erfahrungen mit und das Interesse an den Pflanzen schon in der Kindheit die Berufswahl mitbeeinflusst. Erica ist Floristin geworden, Margarita Drogistin (beide sind dem Vorbild ihres Vaters gefolgt). Veronica, Jasmin, und Silene sind in der Familientradition Bäuerinnen geworden und geben ihr Kräuterwissen und ihre Kräuter in Kursen weiter. Daphne hat Medizin studiert und ist Naturheilerin, Melissa und Angelica sind Landschaftsplanerinnen. Thea erzählt, ihre Mutter, eine Pharmazeutin, habe ihr von ihrem Herbar erzählt. Für sie sei es deshalb „*nicht abwegig*“ gewesen, dass Heilpflanzen zum Leben gehören (Thea 3.12.2003, 1). Im Gegenteil: Thea ist in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten und hat Pharmazie studiert. Sie ist allerdings von den Frauen, die ich angesprochen habe, die einzige als Pharmazeutin ausgebildete, die auch selber sammelt. Vielleicht liegt es daran, dass sie nicht in einer Apotheke arbeitet. Ich habe sechs weitere Pharmazeutinnen angesprochen, die sich viel mit Heilpflanzen beschäftigen, sie alle aber verwenden die Pflanzendrogen aus ihrer Apotheke. Erstens weil sie an dieser Quelle sitzen, zweitens weil sie die Standardisierung der Drogen und ihren sicheren und gleichbleibenden Wirkstoffgehalt schätzen.

5.2.5 Tätig werden

Von Anfang an gehört zum Mitgenommenwerden das Mitgehen, zum Gezeigtbekommen das Wahrnehmen und Fragen, zum Geschicktwerden das Sich-schicken-lassen und zum Versorgtwerden das (An)erkennen der Versorgung. Durch die Erfahrungen des Versorgtwerdens, des Mitgenommenwerdens und des Geschicktwerdens haben die Frauen die Wildkräuter und die Kenntnisse, die dazugehören, schätzen gelernt.

Veronica erinnert sich: „*Die Himbeeren haben wir an die Firma Spitz verkauft zur Fruchtsafterzeugung. Das gab je nach Angebot im Wald 2,5 bis 7 Schilling pro kg. Das Geld durfte ich behalten, und davon habe ich mir mein erstes Fahrrad gekauft Das hat damals 1400 Schilling gekostet. Sonst habe ich ja kein Taschengeld gekriegt. Die*

Heidelbeeren wanderten in Kuchen und die Brombeeren haben wir in Schnaps angesetzt. Der Hagebuttenlikör war eine Medizin“ (Veronica 12.1.2004, 1). Sie hat ihrer Großmutter beim Himbeerpflücken für Subsistenz und Fabrik geholfen und auch den Marktwert der Beeren kennengelernt. Ihr bleibender Eindruck war, dass das Sammeln für die Familie wertvoll war, und dass sie durch ihre Fähigkeiten zur Subsistenz der Familie beitragen konnte.

Der Weg, der Viola zum Sammeln geführt hat, führt über die Berge Griechenlands auf die Tauschmärkte Münchens und von dort in die Berggebiete Österreichs und Deutschlands: Viola erzählt, sie sei in Griechenland im Urlaub viel gewandert und habe dabei entdeckt, dass dort sehr viele duftende Kräuter wachsen. Sie habe oft ein Zweiglein einer Pflanze mitgenommen und daran geschnuppert (Viola 25.12.2003, 1). Das Interesse an den zunächst unbekanntem Pflanzen stand am Anfang ihrer Sammelleidenschaft. Später habe sie einen Griechen kennengelernt, der ihr den griechischen Bergtee und Salbei gezeigt habe. Sieben Jahre lang sei sie auf jene Insel auf Urlaub gefahren. Bei den häufigen Wanderungen, die sie dort unternommen hat, erzählt Viola, habe sie viele Pflanzen kennengelernt. Ein anderer griechischer Freund habe ihr gezeigt, wo sie Lorbeer und Oregano finden könne. Sie sagt, dieser Freund habe ihr auch erzählt, dass die Griechen eher im Herbst sammeln würden (Viola 25.12.2003, 1).

Viola hat langsam angefangen zu sammeln und anfangs nur wenige Kräuter gesammelt, und von diesen nur kleine Mengen. Mit wachsender Erfahrung ist auch die Menge der gesammelten Kräuter gewachsen. Sie meint, auf jener Insel wüchsen die Kräuter in großen Mengen, und das Sammeln ginge sehr schnell (Viola 25.12.2003, 1). Weil sie auch noch einen Platz zum Trocknen der Kräuter gefunden hatte, konnte Viola die Kräuter im Überfluss sammeln und trocknen – was sie auch gemacht hat. Sie sagt: „*Diese Fülle war zu verlockend*“ (Viola 25.12.2003, 1).

Über den Tauschring, in dem sie Mitglied ist, hat sie eine Vermarktungsmöglichkeit für ihre Überschüsse gefunden. Viola sagt, die Nachfrage nach ihren griechischen Kräutern sei groß (Viola 25.12.2003, 2). Die große Nachfrage durch die KundInnen beim Tauschkreis wirkt zurück auf Violas Motivation für das Sammeln. Sie sagt, in der Folge sei ihre Lust zu sammeln gewachsen (Viola 25.12.2003, 2). Viola sagt, über die Anerkennung durch ihre KundInnen sei ihr Interesse an der Heilwirkung der griechischen Pflanzen gestiegen, aber auch ihr Interesse an den heimischen Pflanzen, vor allem an den Frauenkräutern, sei stärker geworden, und sie habe angefangen, diese ihren Teemischungen hinzuzufügen (Viola 25.12.2003, 2).

Um selber kundig zu werden, werden die Sammlerinnen von sich aus aktiv. Sie eignen sich das Wissen an. Anfangs tun sie das als Reaktion auf sich aufdrängende Gelegenheiten. Oft ist der Anstoß dazu, sich über eine Pflanze zu informieren, der

intensive Duft einer Pflanze. Wenn die Frauen das Sammeln oder die Kräuterkunde zu ihrem Interesse gemacht haben, suchen sie eigenmächtig nach den Gelegenheiten, die sie nun erkennen und deshalb wahrnehmen können.

5.3 Wege ergründen mit den eigenen Sinnen

Die Frauen nehmen viele verschiedene Gelegenheiten wahr, ihr Wegwissen zu erweitern, zu vertiefen, zu überprüfen und zu bestätigen: Veronica hat das Sammeln durch das Mitmachen mit ihrer Großmutter gelernt (Veronica 12.1.2004, 1). Erica und Jasmin fallen beim Jäten immer wieder die gleichen Unkräuter in die Hände, die sie auch in der Küche zu verwenden gelernt haben. Rosa versucht, Pflanzen auf die Schliche zu kommen, die ihr wegen ihres Duftes oder ihrer Blüten ins Auge fallen. Iris sucht gezielt nach den Pflanzen, die sie für ihre Zwecke braucht. Margarita und Thea haben in ihrer Ausbildung ein Herbar angelegt. Thea und Melissa haben während des Studiums angefangen, sich intensiver mit der Bestimmung und Verwendung der Pflanzen zu beschäftigen. Silene, Thea und Daphne versuchen, sich den Pflanzen auch auf einer spirituellen Ebene zu nähern.

5.3.1 Anschauen

Alle Frauen berichten, dass ihnen ihre Mütter, Großmütter oder andere Menschen Pflanzen *gezeigt* haben. Wer eine Pflanze anschaut, muss sich ihr zuwenden. Das Anschauen ist Voraussetzung dafür, sich einer Pflanze anzunähern, sie kennenzulernen. Das Anschauen ist am leichtesten zu vermitteln. Auch Bestimmungsbücher ermöglichen das Bestimmen von Pflanzen vor allem auf visuellem Wege. Besonders die Kenntnis der Giftpflanzen muss durch Anschauen gelernt werden, da beim Anschauen im Gegensatz zum Schmecken Rückfragen noch möglich sind. Der Gesichtssinn ist daher besonders für AnfängerInnen sehr wichtig beim Kennenlernen des Pflanzenreichs.

Aber auch den erfahrenen Sammlerinnen fallen manche Pflanzen ins Auge, vor allem wenn sie blühen. Rosa erzählt, dass sie Pflanzen auf diese Weise kennenlernt und daraufhin in Bestimmungsbüchern nachschlägt (Rosa 28.9.2003, 2). Thea erzählt, heuer seien sehr viele Veilchen in ihrem Garten gewesen. Sie habe deshalb nachgeschaut, was man damit machen könne. Wenn ihr etwas auffalle, sagt sie, schaue sie nach. Wenn davon größere Mengen wachsen, sammle sie (Thea 3.12.2003, 2). Zum Teil sind das Pflanzen, die sie bereits kennt, die aber in einem Jahr besonders häufig sind. Die Menge der Pflanzen oder ihre Häufigkeit stellen die Sammlerinnen mit den Augen fest.

Eine Pflanze nach der Natur zu malen oder zu zeichnen, ist eine gute Methode, genau schauen zu lernen. Margarita malt Aquarelle von Pflanzen, die sie gern hat oder die sie nicht kennt. Sie erzählt, mit ihren Bildern habe sie sich schon Pflanzen bestimmen lassen (Margarita 28.10.2003, 1).

Genau anschauen müssen die Sammlerinnen nicht nur die Pflanzen. Auch die Sammelorte müssen sie erkennen und beurteilen. Melissa betont, man müsse genau schauen, ob etwa ein Feld oder eine stark befahrene Straße in der Nähe des potentiellen Sammelortes liege. Man müsse wie ein Detektiv nach Indizien möglicher Schadstoffeinträge suchen (Melissa 25.11.2003, 3). Sie zieht ihre Schlüsse über die Qualität eines möglichen Sammelortes aus dem was sie sieht. Dafür braucht sie auch Kenntnisse darüber, welche Art der Landnutzung welche Auswirkungen auf die Sammelpflanzen hat.

5.3.2 Riechen

Mit ihrem Duft kann sich eine Pflanze einem Menschen aufdrängen. Dem Duft kann man nicht ausweichen. Man kann sich an einen Duft gewöhnen, und man nimmt einen Duft nicht mehr wahr, den man längere Zeit ununterbrochen riecht. Ist ein Duft aber neu und darüber hinaus stark, so dringt er ins Bewusstsein ein. Nicht nur ins Bewusstsein, auch in den Körper dringt ein Duft ein, da er eingeatmet wird. Darum ist das Erlebnis des Duftes einer Pflanze ein sehr unmittelbares Erlebnis, viel unmittelbarer als das Sehen und überraschender als das Berühren. In der Berührung kommt die Person der Pflanze entgegen. Im Duft kommt die Pflanze der Person entgegen.

Viola und Rosa erzählen, dass der Duft von Thymian und Salbei in Griechenland ihr Interesse an den Pflanzen geweckt habe (Rosa 28.9.2003, 1). Duftpflanzen kann man auch genießen, ohne sie zu konsumieren. Rosa erzählt, sie sammle sie für Duftkissen (Rosa 28.9.2003, 1). Viola sagt, sie nehme gerne ein Blättchen in die Hand, nur um daran zu schnuppern (Viola 25.12.2003, 1).

Auch Daphne sagt, sie habe ihre Beschäftigung mit Pflanzen intensiviert, weil der Duft bestimmter Pflanzen sie angesprochen hat (Daphne 12.12.2003, 1). Auch sie erzählt in diesem Zusammenhang vom Thymian, mit dem sie sich intensiv befasst habe, nachdem sie durch seinen Duft auf ihn aufmerksam geworden war (Daphne 12.12.2003, 2f).

5.3.3 Pflanzenfamilien

Die Pflanzen einer Familie besitzen neben ihren gemeinsamen äußerlichen Merkmalen oft auch gemeinsame Inhaltsstoffe, Anwendungsbereiche, Wirkungsweisen. Deshalb hilft die Kenntnis des Systems der Pflanzenfamilien den Sammlerinnen, die Gefährlichkeit oder Genießbarkeit einer Pflanze einzugrenzen, auch wenn sie die Pflanze nicht exakt bestimmen können. Sie können einschätzen, wann eine ungefähre Bestimmung einer Pflanze ausreicht, und wann es erforderlich ist, vorsichtiger zu sein. Die Pflanzenfamilien sind auch nach Büchern gut bestimmbar, weil von einer Familie meist mehrere Arten abgebildet sind, wodurch der Raum dazwischen besser wahrnehmbar wird.

Fast die gesamte Familie der Lippenblütler ist als Gewürz verwendbar. Über ihren Duft und Geschmack regen sie augenblicklich Appetit und Interesse an. So prägen sie sich unvergesslich ins Gedächtnis. Die Mitglieder der Familie der Lippenblütler, zu der Thymian, Salbei, Majoran, Oregano, Ziest, Gundelrebe und Rosmarin zählen, enthalten ätherische Öle, die aromatisch duften. Die stark duftenden Lippenblütler eignen sich gut, um mit dem Sammeln anzufangen. Die wilden Gewürzpflanzen unter ihnen ähneln ihren Gartengeschwistern in Duft und Aussehen sehr. Alle Frauen, mit denen ich gesprochen habe, kennen die gezähmten Verwandten der wilden Lippenblütler aus dem Garten oder der Küche. Lippenblütler sind zwar schwierig voneinander zu unterscheiden und bastardieren häufig, aber als Familie sind sie leicht zu erkennen. Lippenblütler können eigentlich nur innerhalb der Familie verwechselt werden, und hier gibt es außer der Poleiminze keine gefährlich giftigen Pflanzen.

Kreuzblütler sind neben ihren vier Blütenblättern am besten am würzigen Geschmack erkennbar. Ihr hervorstechendstes Familienkennzeichen ist der Gehalt an Senfölen. Im Allgemeinen sind sie ungiftig bis essbar. Zu den Kreuzblütlern gehören viele Gemüsearten, wie Kraut, Kohlrabi, Rettich, Karfiol und Brokkoli, und Gewürze wie Kren und Senf. Als würzende Wildkräuter sind unter anderem Hirtentäschel, Brunnenkresse, Hellerkraut, Knoblauchrauke gebräuchlich. Da sie vor allem als Jungpflanzen gegessen werden, in der Blattform aber sehr variabel sind, ist der Gehalt an Senfölen, den man riechen kann, wenn man ein Blatt frisch zerreibt, oder den man schmecken kann, ein gutes Bestimmungsmerkmal für die Familie, um sie von Korbblütlern, die meist bitter sind, zu unterscheiden.

Kann eine Pflanze der Familie der Nachtschattengewächse zugeordnet werden, ist größte Vorsicht bei der Anwendung angeraten. Zu dieser Familie gehören Engelstrompete und Stechapfel, Tollkirsche, Bilsenkraut, Tabak. Fast alle Nachtschattengewächse enthalten gefährlich giftige Alkaloide. Auch grüne Pflanzenteile von Paradeiser und Erdapfel sind stark giftig. Die halluzinogenen Pflanzen unter den Nachtschattengewächsen sind besonders gefährlich, da wirksame und letale Dosis sehr nahe beieinander liegen, aber die Wirkstoffgehalte in den einzelnen Pflanzen stark schwanken und die Wirkung oft zeitverzögert eintritt.

Doldenblütler erfordern große Genauigkeit und Erfahrung in der Bestimmung. Unter ihnen gibt es Gemüse (Garten: Pastinake, Sellerie, Petersilie, Karotte; wild: Giersch, Bärenklau), Giftpflanzen (Schierling, Hundspetersilie, Wasserschierling, Riesenbärenklau) und Heilpflanzen (Engelwurz).

5.3.4 Schmecken

Auch über den Geschmackssinn kann man sich einer Pflanze nähern. Voraussetzung ist, dass man sich anderweitig abgesichert hat, dass keine Vergiftungsgefahr besteht. Das,

was sie als Mütter ihren Kindern auf jeden Fall und mit gutem Grund verbieten, nämlich eine Pflanze, die sie nicht einwandfrei identifizieren können, ohne Rückfrage zu kosten, können sich geübte Sammlerinnen schon einmal erlauben, weil sie wissen, in welchem Rahmen sie gefahrlos experimentieren können, und weil Erwachsene meistens mehr Gift vertragen als Kinder. Aber auch die erwachsenen Sammlerinnen sind sehr vorsichtig mit dem Probieren:

Zuerst nehmen die Sammlerinnen den Duft einer Pflanze und ihr Aussehen, ihre Haptik, vielleicht auch ihre Ausstrahlung wahr. Sie informieren sich über die Pflanze, bestimmen sie mit Büchern zumindest bis auf Familienebene nach. Bevor sie sie in größeren Mengen sammeln und in der Küche verwenden, kosten sie sie ein paar Mal. Der Geschmack einer Pflanze ist meistens ziemlich einprägsam, aber seine Wahrnehmung ist so individuell, dass sie nicht adäquat beschreibbar ist.

Thea erzählt, wie sie den Ziest kennengelernt hat: Die Pflanze sei ihr irgendwann aufgefallen. Sie findet es spannend, wenn sie eine neue Pflanze entdeckt. Deshalb schaut sie nach, was das für eine Pflanze ist, wie sie heißt und wofür man sie verwenden könnte. Auch beim Ziest war das so. Später irgendwann hat sie die Pflanze gekostet. Eine Pflanze kennenzulernen, ist ein längerer Prozess. Thea fasst zusammen: *„Es kommt schon einiges zusammen, und irgendwann kommt ein richtiger Sammeltrieb durch, und ich muss raus. Da vergesse ich dann Zeit und Raum“* (Thea 3.12.2003, 2).

5.3.5 Kräuterführungen

Einige Sammlerinnen haben auch Kräuterführungen und Vorträge besucht, um ihr Kräuterwissen zu erweitern. Vor allem aber bieten die meisten von ihnen Kräuterführungen an. Kräuterführungen unterscheiden sich vom gemeinsamen Sammelgehen dadurch, dass hier der Schwerpunkt auf der Wissensvermittlung liegt und deshalb eine größere Anzahl verschiedener Pflanzen gezeigt werden. Die Frauen, mit denen ich gesprochen habe, lassen die TeilnehmerInnen ihrer Führungen während der Führung nicht für zuhause sammeln. Veronica sagt, beim Pilzkurs würden die Leute oft glauben, sie kämen mit kiloweise Pilzen nach Hause, aber im Kurs lasse sie sie nicht sammeln. Da sollen sie die Pilze nur kennenlernen. Sie meint, sonst gäbe es auch Probleme mit den GrundeigentümerInnen (Veronica 12.1.2004, 4). Auch Erica betont, bei den Führungen konzentriere sie sich auf die Wissensvermittlung, und sie lege Wert darauf, dass die Leute, die mitgehen, bei der Führung nicht sammeln. Sie sagt, das sei sie den Menschen schuldig, die dort leben, wo sie ihre Führungen mache (Erica 10.12.2003, 2).

Daphne macht gemeinsam mit den BesucherInnen ihrer Kräuterführungen einen Kräutrimbiss. Wenn die BesucherInnen eine Handvoll Gierschblätter aufmerksam gepflückt und gegessen haben, kennen sie die Pflanze so gut, dass die Einzelmerkmale unwichtig werden. Auf dieselbe Art lernen auch Kinder Kräuter kennen und sammeln gleichzeitig.

Am allerbesten festigen und erweitern diejenigen Frauen das Wissen, die es selber weitergeben. Sie würden bei jeder Führung selber etwas dazulernen, sagen einhellig alle, die Kräuterführungen anbieten.

Melissa bietet seit einem Jahr Führungen an. Sie sagt, das Hauptaugenmerk sei ihr, den Menschen eine Beziehung zu den Pflanzen zu vermitteln. Sie sollen die Pflanzen genau beobachten, schmecken, anschauen. Sie sagt, sie achte sehr genau darauf, dass die BesucherInnen ihrer Kräuterführungen sich einige Pflanzen einprägen können. Auch den Umgang mit den Büchern und das System der Pflanzenfamilien wolle sie ihnen vermitteln. Sie sagt, sie fordere ihre ZuhörerInnen auf, sich Zeit zu nehmen für eine Pflanze, und ihr am besten ein Jahr lang beim Wachsen zuzusehen. Sie meint, es sei nicht ungefährlich. Die Doldenblütler seien ein Bereich, den auch sie meide. Dass es Menschen gebe, die den Bärlauch nicht sicher erkennen würden, zeige ihr, dass manche Leute zu ungeduldig seien, oder dass sie nie eine persönliche Anleitung gehabt hätten (Melissa, 25.11.2003, 2).

Bei der Verwendung von Wildpflanzen ist Sicherheit in der Bestimmung einiger weniger Pflanzen sinnvoller als eine ungenaue Kenntnis einer großen Anzahl von Pflanzenarten. Erst die genaue Kenntnis einiger Pflanzen macht die Frauen sicher genug, diese auch zu verwenden. Solange sie unsicher sind, gehen sie nicht über das Stadium des Probierens hinaus. Bei Kräuterführungen erreichen sie diese Sicherheit bei ihren BesucherInnen eher, indem sie ihnen Pflanzen einer Art öfters und genauer zeigen, als wenn sie ihnen viele Pflanzen unterschiedlicher Arten mit jeweils nur einem Exemplar vorführen.

5.3.6 Bestimmen mit Büchern

Melissa erzählt, ihre Großmutter habe ein Kräuterbuch gehabt. Sie habe selber nicht gesammelt, sondern sich die Kräuter aus der Drogerie geholt, um ihre Leiden zu behandeln. Ihrer Enkelin Melissa habe sie den Tip gegeben, Basilikum zu verwenden, damit es ihr in der Schule besser gehe. Aufgrund solcher Erlebnisse habe sie gewusst, dass Pflanzen heilen können. Sie habe in dem Buch der Großmutter geblättert, und eines Tages habe ihr die Großmutter ein solches Buch geschenkt (Melissa, 25.11.2003, 1).

Melissa erinnert sich, sie habe daraufhin viele Pflanzen mit Büchern bestimmt, aber lange nicht eigenständig gesammelt. Mit dem Buch sei sie nicht glücklich gewesen. Sie meint, beim Bestimmen von Pflanzen mit Büchern alleine bleibe immer ein Rest Unsicherheit (Melissa, 25.11.2003, 1).

Das Bestimmen von Pflanzen mit Büchern ist für fast alle Sammlerinnen schwierig. Ein Buch kann der Leserin nicht sagen, ob sie das, was sie liest, richtig interpretiert. Pflanzen sind Lebewesen. Jede Einzelpflanze, auch von der selben Art, sieht ein bisschen anders aus. Man braucht viel Erfahrung, um das Wesentliche vom Unwesentlichen und

das Allgemeine vom Besonderen an einer Einzelpflanze zu unterscheiden, und sie mit einem Bild oder einer Pflanzenbeschreibung zweifelsfrei in Deckung zu bringen. Heilkräuterbücher sind zudem meistens nicht nach den Erscheinungsbildern der Pflanzen geordnet sondern nach den Pflanzennamen. Man schlägt Pflanzen nach, die man schon kennt, und vergewissert sich anhand des Bildes (falls vorhanden), dass man die gleiche Pflanze meint wie die AutorInnen. Umgekehrt sind botanische Bestimmungsbücher in Bezug auf die Verwendungszwecke der Pflanzen nicht sehr aufschlussreich. Melissa bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt, Sammeln und Bestimmen von Pflanzen seien zwei verschiedene Dinge (Melissa, 25.11.2003, 2).

Trotz dieser Schwierigkeiten arbeiten alle Frauen, mit denen ich gesprochen habe, auch mit Bestimmungsbüchern, um eine für sie neue Pflanze kennenzulernen. Die Sammlerinnen nehmen das Wissen aus Büchern in ihren Gebrauch. Sie probieren ausgewählte Teile des Bücherwissens aus und machen damit ihre Erfahrungen, oder sie holen sich Bestätigung oder Erklärungen für ihre Erfahrungen aus Büchern. Das Bücherwissen wird zu einverleibter Erfahrung, und diese Erfahrung wird Wissen über die Brauchbarkeit dieses Bücherwissen.

Für Thea ist es wichtig, die Pflanzen beim Namen nennen zu können. Sie erzählt, die vielen Blüten in der Wüste von New Mexico hätten ihr Interesse geweckt. Sie habe sich daraufhin Pflanzenbücher gekauft, um die blühenden Pflanzen bestimmen zu können. Sie meint, das gebe ihr eine Möglichkeit, sich an einem ihr fremden Ort zu verwurzeln. Wenn sie den Namen einer Pflanze kenne, habe sie das Gefühl, die Pflanze besser zu kennen (Thea 3.12.2003, 2). Der Name einer Pflanze, vor allem der lateinische, ist eine gute Kommunikationsgrundlage, um mehr über eine Pflanze zu erfahren, insbesondere in Situationen, in denen man die Pflanze gerade nicht dabei hat. Die Begriffe seien ein Ersatz für die Dinge, ohne andere Dinge an ihre Stelle zu setzen, erklärt Luisa Muraro die Wichtigkeit der Sagbarkeit und der Bezeichnung (Muraro 1993, 75).

5.3.7 Akademisches Wissen

Einige Sammlerinnen haben an der Universität für Bodenkultur und an der Universität Wien Botaniklehrveranstaltungen besucht. Wie das Bücherwissen muss auch das akademische Wissen von den Sammlerinnen in eigenes Gebrauchswissen transferiert werden. Dies ist einfacher, als nur mit Büchern zu arbeiten, da bei botanischen Lehrveranstaltungen die Pflanzen personal vermittelt werden und Rückfragen möglich sind. Bei Exkursionen können die TeilnehmerInnen zudem die Pflanzen an ihren Wuchsorten erleben. Im Gegensatz zur abstrakten Wissensvermittlung in Büchern ist hier die Pflanze selber das Beispiel, dem gleichartige Pflanzen zugeordnet werden können. Der Nachteil der Wissensvermittlung auf Exkursionen ist, dass die TeilnehmerInnen die Anzahl der gezeigten Arten selten ihren geistigen Aufnahmekapazitäten anpassen

können. Für die meisten ExkursionsteilnehmerInnen ist es schwierig, sich dreißig verschiedene gezeigte Pflanzen an einem Tag zu merken. Besser funktioniert das Bestimmen der Pflanzen bei vegetationskundlichen Seminaren, wo alle Pflanzen auf einer kleinen Fläche bestimmt werden. Dabei lernen die Studierenden, verschiedene Einzelpflanzen einer Art derselben zuzuordnen und ähnliche Pflanzen von gleichen zu unterscheiden. Nebenbei wird der Umgang mit Bestimmungsbüchern unter Anleitung und mit Feedback geübt.

Sigmar Groeneveld unterscheidet zwischen Subsistenzwissen, (ein Begriff, der auch für das Wegwissen der Sammlerinnen passt), das nicht konservierbar und nur begrenzt übertragbar ist, und industrieorientiertem Wissen, dessen Merkmal gerade die Konservierbarkeit und Übertragbarkeit ist. Im Falle geringer Nützlichkeit tritt schneller Verderb des Subsistenzwissens ein, so, wie ungenutzte Trampelpfade rasch zuwachsen. Unnützes Subsistenzwissen belastet daher die Umwelt nicht, weil es keinen Bestand hat. Es wird rasch biologisch abgebaut. Er schreibt, Industrierwissen sei trotz eventueller Unbrauchbarkeit kaum zerstörbar, weil seine Verbreitung nicht mit seiner Bewahrung zusammenfalle (Groeneveld 1984, 51-58). Wie dem Trampelpfad das Wegwissen entspricht, entspricht dem industrieorientierten Wissen die asphaltierte Straße, die auch die Entaktualisierung des Weggrundes lange überdauert, und die durch Institutionen instandgehalten wird.

Die Frauen, die ich interviewt habe, leben in Österreich und Deutschland, im Zentrum der westeuropäischen Industriegesellschaft. Fünf von ihnen leben auf dem Land, sieben leben in der Großstadt. Der Zugang zu industrieorientiertem Wissen bzw. akademischem oder anders konserviertem Wissen ist für sie oft einfacher als der Zugang zu persönlich überliefertem Wissen.

Alles Wissen, das sie in subsistenzorientierten Zusammenhängen einsetzen, wird durch dieses Tun zu Subsistenzwissen, oder es wird verworfen, wenn es sich nicht bewährt. Ich interpretiere das als Indiz dafür, dass die Frauen alle ihnen zur Verfügung stehenden Fähigkeiten und Quellen einsetzen, um ihr Gebrauchswissen zu erweitern.

5.3.8 Überlieferungen

In Böhmen ist die mährische Eberesche häufig, die keine Bitterstoffe in den Beeren enthält. In Österreich gehen die Meinungen über die Eberesche auseinander. Meistens wird sie für ungenießbar gehalten. Silenes Erfahrungen mit der Eberesche widersprechen denen ihrer Verwandtschaft. Sie erzählt, ihr sei beigebracht worden, dass die Eberesche giftig sei. Als sie angefangen habe, mehr Marmeladen zu machen, habe sie ein Buch gefunden, in dem die Eberesche als Marmeladepflanze beschrieben wurde. Ihre Umgebung habe befürchtet: „Du willst uns vergiften!“ Sie habe dennoch eine Vo-

gelbeer-Apfel-Marmelade gemacht, die bei einer Frau, die ihr Marmeladen in größeren Mengen abgekauft habe, gut angekommen sei (Silene 26.1.2004, 4).

Erzählungen anderer Menschen müssen, wie in diesem Fall, nicht mit den eigenen Erfahrungen übereinstimmen. Auch mündlich überliefertes, und sogar durch Anschauung erworbenes Wissen, müssen die Sammlerinnen kritisch aufnehmen. Oft erwähnen die ErzählerInnen von Gebrauchswissen für sie selbstverständliche Aspekte nicht. Manchmal füllen sie Wissenslücken mit Vermutungen aus, die aus ihrer Erzählung oft nicht mehr als solche erkennbar sind. Aber auch wissenschaftliche Aussagen über Wildpflanzen enthalten oft ungesagte Voraussetzungen und sollten deshalb hinterfragt werden, wenn sie den Erfahrungen der Sammlerinnen widersprechen.

Einiges Wissen ist nur in lokalen Kontexten sinnvoll. Es gibt zum Beispiel Gegenden in Nordeuropa, in denen ungiftige Fliegenpilze wachsen, und in denen deshalb der Fliegenpilz ein beliebter Speisepilz ist.

Wird man selber tätig, muss man die nötige Vorsicht walten lassen. In Zweifelsfällen ist es besser, mehrere Quellen heranzuziehen. Die eigenen Erfahrungen sind der Prüfstein, an dem eine Überlieferung gemessen werden muss. Eine für mich neue Pflanze würde ich nur nach einem Buch oder nach einer Erzählung von jemandem, der mir nicht bestätigen kann, dass er oder sie die Pflanze oder das Rezept selber schon ausprobiert hat, nicht in großen Mengen verwenden. Das für mich Wichtige werde ich also, bevor ich mich in großem Maßstab darauf einlasse, vorsichtig ausprobieren. Diesen relativ aufwendigen Schritt des vorsichtigen Ausprobierens kann man in jenen Fällen überspringen, in denen man mitgenommen wird und durch das Mitnun Erfahrungen sammeln kann.

Nicht jede Überlieferung können oder wollen die Sammlerinnen überprüfen. Voraussetzung dafür, eine überlieferte Praxis ins eigene Tätigsein zu integrieren, ist, dass sie auch in den eigenen Zusammenhängen möglich ist und Sinn hat. Stellt man aber den Anspruch, alles zu überprüfen, würde die Überlieferung sehr dürftig werden. Vieles können die ZuhörerInnen bei einer Geschichte nicht genau nachvollziehen. Dennoch wird diese Überlieferung zum Kontext, der den eigenen Handlungen Halt gibt, selbst wenn es Geschichten aus dritter Hand sind.

5.3.9 Intuitive Wahrnehmung – Spiritualität

Einige der Sammlerinnen nähern sich den Pflanzen auch auf spirituell-religiöse Art. Sie erleben die Pflanzen als Subjekte, als lebendiges Gegenüber mit Eigensinn und eigenem Lebensanspruch. Es ist der Eigenwert der Pflanzen, den sie anerkennen, nicht eine beliebige Wertzuschreibung. Weil sich in dieser Sichtweise die Sammlerin und die Pflanze als eigenmächtige Subjekte begegnen, ist eine wechselseitige Beziehung mit der Pflanze für die Sammlerin möglich und sinnvoll. Die direkte Kommunikation hilft ihr,

die Pflanzen gut kennenzulernen und ein Gespür für ihre Verwendung zu bekommen. Erica sagt, sie habe gelernt, die Pflanzen als autonome und beseelte Wesen wahrzunehmen. Sie sagt, sie könne nicht mehr einsam sein, weil sie so viele Freunde in der Natur habe. Diese Verbindung mit der Natur sei möglich, wenn wir Dankbarkeit und Liebe entwickeln für das, was für uns wachse, ohne dass wir etwas dafür getan hätten. Wir müssten der Natur nur, wie allen Freunden, Achtsamkeit und etwas von unserer Zeit entgegenbringen. Dann könnten die Pflanzen sogar heilen, wenn man ihnen in der freien Natur begegnet, ohne sie zu ernten (Erica 10.12.2003, 2).

Auch Daphne sagt, sie finde den Akt des Dankes im Alltag sinnvoll. Ihr gefalle dieser Aspekt der Verbindung mit der Natur bei IndianerInnen und HawaiianerInnen gut, wo jede Ernte mit einem Dank bedacht werde (Daphne 12.12.2003, 2) Sie findet es wichtig, das Sammeln mit dem Gebet zu verbinden. Sie organisiert deshalb mit Gleichgesinnten jedes Jahr zur Sommersonnenwende eine Kräuterweihe. Daphne meint, der Respekt vor der Natur müsse schon den Kindern von den Eltern mitgegeben werden. Sie erzählt vom Sohn einer Freundin, der alle Pflanzen kennenlernen wolle, und der ihren Hinweis, dass man den Pflanzen danken müsse, sofort verstanden habe (Daphne 12.12.2003, 2).

Silene meint, durch die intensive direkte Beschäftigung mit Pflanzen erwerbe sie sich den Zugang zu einem inneren Wissen. Dazu sei es nötig, die Pflanzen genau anzuschauen, zu probieren, in die Hand zu nehmen, daran zu riechen, sie zu kosten. Man lerne dabei auch, auf das eigene Gefühl zu achten. „Das geht so weit, dass man mit den Pflanzen genauso reden kann wie wir zwei jetzt“, erklärt sie mir in unserem Gespräch (Silene 26.1.2004, 2). Nicht nur mit den Pflanzen, auch mit den Vögeln redet Silene. Sie erzählt: „Die Vögel vertragen die Samen an Stellen, wo ich nie hinkommen würde. Ich rede auch mit den Vögeln. Ich sage ihnen: ‚Bitte macht ihr das! Ihr könnt das viel besser als ich‘“ (Silene 26.1.2004, 3). Die von den Vögeln vertragenen Samen würden auch im Gemüse aufgehen, wo Silene sie stehen lasse, wenn sie ihr passen. Sie meint, auf diese Weise könnten die Gemüsepflanzen mit den zum Teil giftigen Wildpflanzen kommunizieren, und wir Menschen könnten die Energie, die in diesem Austauschprozess entstehe, nutzen, ohne uns zu vergiften (Silene 26.1.2004, 3). Doch nicht nur die Pflanzen und Tiere, auch das Land selber nimmt die Bäuerin Silene als Persönlichkeit wahr: Sie sagt, man könne es spüren, ob eine Wiese traurig sei. Auf manchen Wiesen und Äckern kämen ihr deshalb die Tränen (Silene 26.1.2004, 4).

Indem die sammelnden Frauen den Pflanzen Aufmerksamkeit schenken, geben sie ihrer Beziehung zu den Pflanzen eine, eigen-sinnige Bedeutung. Thea erzählt, sie versuche, halbwegs achtsam zu sammeln, die Pflanzen zu beachten, sie nicht einfach abzurupfen, sondern ihnen zu danken. Sie erzählt, sie wisse von einer Freundin, die als Ethnologin in Afrika gewesen sei, dass die Heilerinnen in jener Gegend ohne jedes Ritual „rupfen“ gehen (Thea 3.12.2003, 2). Thea meint aber, dass die Aufmerksamkeit, die man der

einzelnen Pflanze entgegenbringt, einem selber sehr viel bringe. Sie vergleicht das Sammeln auch mit dem Einkaufen der Pflanzendrogen: *„Es ist eine andere Vertrautheit, wenn ich die Pflanze in ihrer natürlichen Umgebung abgeholt habe. Ich bin offener gegenüber dem Pflanzenwesen. Das Sackerl ist lebloser, plastikartiger“* (Thea 3.12.2003, 2).

Thea beschäftigt sich sehr intensiv mit der Wirkung von Pflanzen in der Trance. Sie sagt, dabei sei ihr klar geworden, dass man die Pflanzen zu Heilzwecken verwenden könne, ohne sie einzunehmen (Thea 3.12.2003, 3). Ihrer Ansicht nach ist Trancearbeit mit Giftpflanzen einfacher als mit ungiftigen. Sie meint, das sei so, weil die Giftpflanzen einen stärkeren Geistaspekt hätten. Sie erzählt:

„Die Tollkirsche wächst auf einem der Wienerwaldberge. Da gibt es in der Nähe der Ruinen eine Quelle, bei der circa zehn Tollkirschepflanzen wachsen. Da sind wir mit einer Gruppe hingegangen, haben gerasselt und den Pflanzengeist um eine Botschaft gebeten. Der Geist der Tollkirsche ist ein weiblicher Geist. Sie nimmt einen weit hinauf, aber auch weit hinunter. Sie hat etwas sehr Kräftiges. Die Leute haben geweint und geschluchzt in der Trance und es ist wirklich herausgekommen, wie sie die Pflanze verwenden sollen. Eine sollte sich ein Blatt auf den Bauch legen bis es vertrocknet, eine andere sollte immer wieder Kontakt mit dem Geist aufnehmen. Wegen dieser einprägsamen Erlebnisse ist uns mehr Lust auf solche Erlebnisse gekommen. Die Erlebnisse sind bei jeder Pflanze spezifisch und ähnlich bei den verschiedenen Leuten“ (Thea 3.12.2003, 3f).

Über den Fliegenpilz erzählt Thea: *„Der Fliegenpilz ist ganz anders. Er ist eher männlich, wortgewaltig. Durch das Herz wird er zu einer Erdkraft“* (Thea 3.12.2003, 4). Und über den Fingerhut: *„Im Sommer hat eine Freundin von mir die Eingebung gehabt, wir sollten unbedingt eine Rasseltrance zu Schafgarbe, Johanniskraut und Fingerhut machen. Nur – woher soll man im Wienerwald einen Fingerhut nehmen? Da sind wir dann etwas skeptisch drauflosgegangen – und siehe da, unter einem Hochstand, was wächst da? Ein ganz prächtiges Exemplar von einem Fingerhut! Riesig. Der Fingerhut hat etwas ganz feines, aber er ist nicht so lehrreich, nicht so konkret. Der Fingerhut tut eher weiten und ausbreiten“* (Thea 3.12.2003, 4).

Auch beim Sammeln der ungiftigen Heilpflanzen würden bei ihr die Trancegeschichten mitschwingen, sagt Thea: *„Holler sammle ich immer noch gerne. Heuer habe ich am Sperrmüll einen Dampfentsafter gefunden, und in der Folge habe ich Saft gemacht. Der ist schon fein im Winter zu haben. Der Hollerstrauch ist sehr kräftig in der Trance. Er ist ein guter Helfer, wenn man ein freundliches Wesen braucht. Er verbindet von oben nach unten und von dunkel zu hell. Heuer habe ich den Pollen, der beim Trocknen ausfällt, extra aufgehoben. Das Doserl wartet jetzt auf seine Verwendung. Die Navajos*

verwenden Maispollen, um sie bei Ritualen in den Wind zu stäuben“ (Thea 3.12.2003, 4).

5.4 Sammelethik

Iris antwortet auf meine Frage, was für sie Sammelkultur bedeute, mit einer Definition von Sammelethik. Sie sagt, man solle einen Standort nicht abräumen, sondern das meiste stehenlassen. Sie sagt, das sei umso wichtiger, je mehr Leute sammeln gehen würden. Schwammerl solle man abschneiden, nicht ausreißen. Bei Wurzeln solle man nur die Seitenwurzeln kassieren und die schönste Pflanze stehen lassen Sie fasst zusammen, man solle die Natur nicht schädigen, sondern am Leben lassen (Iris 22.10.2003, 4f). Diese Regeln haben zum Ziel, die Sammelorte als Sammelorte zu erhalten und die Vermehrung der Sammelpflanzen selektiv zu fördern indem die schönsten Pflanzen übriggelassen werden.

Melissa betont, sie sammle zurückhaltend, um niemandem zu schaden. Sie kritisiert, dass nicht alle Leute Rücksicht auf die LandbesitzerInnen nehmen. Sie erzählt in diesem Zusammenhang von einer Bäuerin, der jemand die gesamte Brunnenkresseernte aus einer Nasswiese abgerupft habe (Melissa 25.11.2003, 3). Auch Maria Findeis appelliert an die LeserInnen ihres Büchleins, die landwirtschaftliche Nutzung des Landes zu achten und vor der Heuernte auf den Wegen zu bleiben (Findeis 1947, 57). Veronica fordert von ihren KursteilnehmerInnen, im Wald die Tiere nicht zu erschrecken, keinen Müll liegen zu lassen und Pilze nicht niederzutreten, weil dies auch den Bäumen – und damit den BäuerInnen – schade, die mit vielen Pilzen in Symbiose leben (Veronica 12.1.2004, 5).

Zur Sammelethik gehört auch die Wertschätzung der Arbeit der BäuerInnen, welche die Landschaft für die nächsten Generationen und auch als Sammelgrundlage erhalten und verändern. Die BäuerInnen sind es, die den SammlerInnen Zugang zu ihrem Land gewähren. Im Gegenzug achten die SammlerInnen darauf, diesen Zugang nicht zu stark zu strapazieren.

Ein weiterer Aspekt der Sammelethik gilt der Natur an sich: Angelica ist es wichtig, im Frühling von der Huflattichblüte auch den Bienen etwas übrig zu lassen (Angelica 2.12.2003, 2), und Silene lässt die Samenstände der Pflanzen in ihrem Garten über den Winter für die Vögel stehen (Silene 26.1.2004, 2). Veronica versucht in ihren Kräuterführungen, den TeilnehmerInnen Verständnis und Respekt für die Vorgänge in der Natur näherzubringen (Veronica 12.1.2004, 2f).

Die Beachtung der Regeln der Sammelethik ist nicht nur der Sorge um die Zukunft des Sammelortes für die Sammlerin selber oder für andere geschuldet, sondern sie ist, als unmittelbarer Ausdruck des Respekts für die Pflanze oder den Sammelort, Teil der reziproken Beziehung zwischen Sammlerin, Sammelort und Sammelpflanze.

Die sammelnden Frauen bringen ihre Zugehörigkeit zu den Pflanzen und Orten zum Ausdruck, wenn sie ihrer Sammelethik folgen und sie weitergeben. Die Pflanzen und die Standorte, von denen die Frauen ernten, stehen unter dem besonderen Schutz der Sammlerinnen. Sie schenken ihnen Aufmerksamkeit, Zeit und Liebe. Sie sind bei der Sache, wenn sie ernten. Sie danken der Erde für das, was sie sich von ihr holen. Sie fühlen sich mit der Natur verbunden. Das bedeutet auch, dass sie Verbindlichkeit fühlen. Das Land gehört nicht nur der Gemeinschaft, es ist auch Gemeinschaftsmitglied. Auch das Land und die Pflanzen werden von den sammelnden Frauen als Persönlichkeiten wahrgenommen.

Martina Kaller-Dietrichs Beschreibung und Interpretation von Doña Elvira, die der Erde zu essen gibt, hat mir geholfen, das zu verstehen: Doña Elvira gibt der Erde *Tortillas* (Maisfladen) zu essen und dem Bach *Atole* (Maismilch) zu trinken. Doña Elvira sagt dazu: „Einmal ist zu wenig. Von einmal essen wird doch keiner satt. Aber zu oft tue ich es auch wieder nicht. Weil ich muss ja auch schauen, dass wir selbst genug haben. Und ich weiß schon, wann sie wieder Hunger hat, die Erde“ (Kaller-Dietrich 2002, 21). Doña Elvira kocht für die Erde mit, wenn sie für ihre Familie kocht. „Es geht ihr gewiss nicht um Symbole oder symbolische Handlungen, wenn sie der Erde zu essen gibt, sondern um eine eigenbezügliche Praxis, in der ihre Vorstellungen über die Möglichkeiten, Beziehungen zur Erde oder zum Wasser im Bach zu unterhalten, in einem Kontext mit ihrem Verhalten in sozialen Beziehungen stehen. ... Die Erde und das Wasser gehören für Doña Elvira in ihrem praktischen Tätigsein und in ihrer Vorstellungswelt zur Familie, die wir uns als Versorgungsgemeinschaft denken können“ (Kaller-Dietrich 2002, 24f). Auch hier in Österreich nehmen die Sammlerinnen, mit denen ich gesprochen habe, die Pflanzen oder die Natur insgesamt in ihre Versorgungsgemeinschaft auf in dem Sinne, dass sie für sie Sorge tragen. Die konkreten Handlungen, mit denen sie diese Beziehung immer wieder erneuern, unterscheiden sich von denen Doña Elviras, wie auch die österreichischen Frauen mit sozialen Beziehungen anders umgehen als die mexikanische Frau.

5.4.1 Sammelethik und *commons*

Das Bezugssystem der Sammelethik ist die Wahrnehmung der Sammelorte, des Sammelwissens und der Nutzungsrechte an Land als Gemeingut. Ich verstehe unter Gemeingut, im englischen Sprachgebrauch *commons*, gegenständliche und ideelle Dinge, vor allem aber eine bestimmte Art und Weise von deren Gebrauch in der Gemeinschaft. „*Despite its ubiquity the commons is hard to define. It provides sustenance, security and independence, yet it does not produce commodities. Unlike most things in modern industrial society, moreover, it is neither private nor public: neither business firm nor state utility, neither jealousy guarded private plot nor national park. Nor is it usually*

open to all. The relevant local community typically decides who uses it and how“ (Fairlie 1992, 1000).

In den Wörtern ‚Gemeingut‘, ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gemeinheit‘ ist der Wortstamm ‚gemein‘ bedeutungsgebend. Auch das Wort ‚Gemeinde‘ und das Wort ‚Kommune‘ stammen davon ab. Das alte Wort ‚Allmende‘ bezeichnet das gemeinsame Land der Dorfgemeinschaft, aber auch die Dorfgemeinschaft selbst (Kluge 1995, 28). ‚Gemein‘ bedeutet „was mehreren abwechselnd zukommt“ (Illich 1982, 7). Ich verwende das Wort ‚gemein‘ in allen seinen Zusammensetzungen in diesem Sinn. Ivan Illich plädiert dafür, das seit dem 18. Jahrhundert negativ besetzte Wort ‚Gemeinheit‘ von dieser Besetzung zu befreien und wieder im ursprünglichen Sinn zu verwenden. „Ich kann kein geläufiges deutsches Wort finden, mit dem ich die umweltbezogene Grundlage der Unterhaltswirtschaft so bezeichnen könnte, dass der Gegensatz zur Umweltnutzung im Dienst der Produktivität deutlich wird. Ich finde kein Wort, mit dem ich den Weg, den ich, du oder er gehen, der Autobahn gegenüberstellen kann, auf der wir fahren oder gefahren werden. Im Englischen kann ich bei solchen Überlegungen *the commons* den *public utilities* gegenüberstellen, ... Vom Recht auf die Allmende zu sprechen, wenn es mir eigentlich um die Wiedergewinnung von Nutzungsrechten an verschmutzten, zersiedelten zerwalteten Relikten von Gemeinheiten geht, wäre zu eng. ... So bleibe ich also bei der ‚Gemeinheit““ (Illich 1982, 7f).

In der Beachtung der Sammelethik geht das Interesse der Sammlerin über ihren persönlichen und momentanen Nutzen hinaus. Die Sammelethik fordert respektvollen Umgang mit der Einzelpflanze und mit dem Sammelort. Das Ziel ist der Fortbestand der Pflanze an ihrem Standort für spätere eigene oder fremde Ernten und für die Pflanzen selber. Nur wenn alle, die dazu Zugang haben, für das Gemeingut Sorge tragen, bleibt es in seiner Qualität erhalten.

Auch den HauptnutzerInnen eines Stücks Land, die die Sammelorte durch ihre spezifische Form der Nutzung hergestellt haben und immer wieder reproduzieren, ist aus der Sicht der Gemeinschaft, die zum Land als Gemeingut gehört, und zu der sich auch die Sammlerinnen zugehörig fühlen, ein verantwortlicher Umgang geschuldet. Immerhin haben sie die Sammelorte hergestellt. Die Sammelethik ist, neben dem institutionellen Eingriff durch den Naturschutz und der gesellschaftlichen Internalisierung des Naturschutzes als Naturschutzethik, momentan das einzige Regulativ, das eine Überbeanspruchung der Sammelorte durch die SammlerInnen verhindert. Dieses Regulativ kann sehr wirksam sein, wenn die Gemeinschaft ihr Interesse für das gemeinsame Gut entschieden vertritt. Verletzt wird diese Ethik des Gemeinguts manchmal durch ortsfremde Personen und Kinder, die von den Leuten vor Ort zur Rede gestellt werden, wenn diese sich dafür zuständig fühlen und die Gemeinheit verteidigen. Zerstörbar ist das ethische Regulativ im Umgang mit dem Gemeingut, wenn VertreterInnen übermächtiger Herr-

schaftsmacht es übergehen, oder wenn das Interesse der Gemeinschaft am Gemeingut verschwindet oder die Gemeinschaft sich auflöst.

Veronica befürchtet, dass das ethische Regulativ nicht ausreichen könnte, wenn mehr Menschen Interesse am Sammeln entwickeln sollten. Vor Unbekannten oder Menschen, deren Verantwortungsgefühl für das öffentlich zugängliche Land sie nicht ganz traut, hält Veronica aus diesem Grund Pilzplätze geheim (Veronica 12.1.2004, 5). Auch Thea hat mich gebeten, ihre Sammelorte nicht allzugenu zu beschreiben, damit für sie selber noch etwas übrig bleibe (Thea 3.12.2003, 3). Daphne vermutet, die Naturschutzgesetze sollten uns und die Natur vor unserer Gier schützen, aber sie selber meint, die Vernunft zu schulen und den Menschen schon in der Jugend einen respektvollen Umgang mit der Natur beizubringen, wäre wirkungsvoller (Daphne 12.12.2003, 2).

Michaela Gindl schreibt in diesem Zusammenhang über Unterschiede zwischen der Arbeitsweise ortsansässiger ‚Kräuterspeiker‘, die den Speik oder Alpenbaldrian auf eine arbeitsaufwendige, aber die Reproduktionskräfte der Pflanze schonende Art gegraben hätten, und der Arbeitsweise auswärtiger ‚Erdenspeiker‘, die den Speik samt der an den Wurzeln haftenden Erde geerntet hätten (Gindl 2000, 57).

Die Pflanzenvielfalt und die Zugänglichkeit der Landschaft sind auch heute noch Gemeingut. Werden die *commons*, die Gemeingut und Gemeinschaft umfassen, nicht beachtet, verschwinden sie auf verschiedene Weise. Es verschwinden die Fähigkeiten, sie zu nutzen. Es verschwindet die materielle Möglichkeit, sie zu nutzen. Auf die ideelle Entwertung folgt die materielle Entwertung, und schließlich kann das Sammeln völlig unmöglich werden. „Mit dem Verlust gesellschaftlichen Gebrauchs naturbürtiger Fruchtbarkeit wird die Wählbarkeit hinsichtlich des Gebrauchs entzogen, was einer Enteignung kommunaler Anteile an den Produktionsflächen gleichkommt“ (Auerswald 1996, 210).

Ein Beispiel für die Enteignung der *commons* in Bezug auf das Sammeln ist die Artenschutzkarriere des Speiks, die Michaela Gindl nachzeichnet: Das Sammeln von Speik war in der Umgebung von Judenburg jahrhundertlang strengen Regeln unterworfen. Die Stadt Judenburg hatte sich das Speikhandelsmonopol angeeignet/verliehen bekommen, und in der Folge wurden Speiksammelkontingente verliehen. Das war vor allem im Schutz der lokalen Speikstandorte vor Raubbau durch ortsfremde SpeiksammlerInnen begründet. Durch diese Regelungen sollte die Nachhaltigkeit einer ökonomischen Nutzung der Pflanze durch die ortsansässige Gemeinschaft gesichert werden.

Der bürgerlichen Naturschutzbewegung, die Anfang des 20. Jahrhunderts Interesse am Speik bekundete, ging es jedoch nicht mehr um die nachhaltige Gewährleistung der Reproduktion dieses Wirtschaftsstandbeines der Region, sondern um konservative Arterhaltung. Diese gedachte man mit einem Sammelverbot zu erreichen. Mit der Un-

terschutzstellung wurde 1915 jede Ernte zum Raubbau erklärt. Für das angebliche ‚Wohl der Allgemeinheit‘ wurde eine auch marktwirtschaftlich funktionierende Sammelökonomie zerstört. Die Sinnhaftigkeit des Sammelverbotes für den Artenschutz wurde nicht überprüft. Es gibt sogar Anzeichen dafür, dass die treibenden Kräfte des Naturschutzes wussten, dass der Speik durch das Sammeln nicht gefährdet war (Gindl 2000, 36).

„Seit Beginn des 20. Jahrhunderts gehen Nutzungsregelungen hinsichtlich des Sammelns und Verkaufens von Speik sukzessive in ein Nutzungsverbot über. In einer Übergangsphase müssen jene, welche die sammelnde Tätigkeit weiterhin ausüben wollen, um Ausnahmegenehmigungen ansuchen. Damit wird den Sammelnden in Abrede gestellt, ihre Tätigkeit in Kenntnis der Regenerationsbedingungen so auszuführen, dass sie die Bestände nicht gefährdet“ (Gindl 2000, 39).

Das liest sich im Ton der Zeit, nacherzählt von Michaela Gindl, folgendermaßen: „Da ist die Rede von Habsucht und Unverstand, von rücksichtslosem Speikgraben, welches ihn beinahe ausgerottet habe. Der Raubbau, ‚geregelt‘ nur durch die gegenseitige Kontrolle der Speikgräber, braucht ein Handelsverbot, um die Speikböden mit ihrer eigenartigen, duftenden Pflanzenwelt zu erhalten.“ Speik, so Baß 1946 in der Murtaler Zeitung, sei das ‚Opfer plündernder Menschenhände‘ geworden, von ‚eigenen Leuten gegraben‘. Es sind also die Einheimischen, die lokale Bevölkerung, welche diese ‚Graberei‘ angeblich so lange trieben, bis fast nichts mehr übrig war. „So ist durch diese habgierige Verfolgung, die die *Valeriana celtica*, auch Alpenbaldrian genannt, so lange schon in unseren Alpen erfahren hat, das beliebte Heilkräutlein immer seltener geworden und mancher sogenannte ‚Speikkogel‘ von einst ist heute ohne Speik“ (Baß 1946). Sie entwurzeln ‚Millionen der würzig duftenden Stämmchen‘, lassen ‚Almwiesen dran glauben‘ und verhindern, dass das ‚Blühen und Duften nicht Selbstzweck sein darf“ (Gindl 2000, 41f). Dabei ist es genau umgekehrt: „Die Unterschutzstellung bewirkt eine Bestandsverringerung, während Nutzung die Bestände fördern würde“ (Gindl 2000, 7). Eine Erkenntnis, die den ortsansässigen Bauern und Bäuerinnen nicht neu ist.

Die Pflanze Speik wurde aus den konkreten ökonomischen Zusammenhängen herausgerissen und somit entökonomisiert, indem ihre Ernte und Vermarktung verboten wurde. Das Argument dazu war eine Wertüberhöhung als naturschützerisch wertvolle Pflanze. Auf diese Weise wurde lokales Gemeingut enteignet, was für die Betroffenen sichtbar und schmerzvoll war. Verschleiert wird diese Enteignung durch die Umdefinition des Gemeingutes Speik, für das die lokale Gemeinschaft verantwortlich war, als Allgemeingut Speik, das angeblich allen gehört und das, zum Wohle der Allgemeinheit, durch den Naturschutz verwaltet wird. Aber diese *Allgemeinheit* ist im Gegensatz zur lokal definierten *Gemeinheit* nicht konkretisierbar.

„Nach der propagandistischen Vertreibung der SammlerInnen seit Aufkommen des Naturschutzes im 19. Jahrhundert befinden wir uns heute in einer Etappe materieller Manifestierung allgemeinen Nutzungsverbots. Mit der Zerstörung der Sammelorte als Folge der Industrialisierung und dem handfesten Entzug noch brauchbarer Orte durch Naturschutz und Landespflege werden die Grundlagen selbstbestimmten Sammelns dauerhaft entzogen“ (Auerswald 1996, 301). Ich füge diesem Zitat hinzu, dass es immer noch und immer wieder Orte gibt, von denen gesammelt werden kann und gesammelt wird. Auch die Dauerhaftigkeit des Entzugs ist nicht selbstverständlich, sondern wird immer wieder reproduziert.

Auch die Artenschutzgeschichte des Speiks ist noch nicht zu Ende: Hinter der Überprüfung der Sinnhaftigkeit der Unterschutzstellung stand als treibende Kraft ein neues wirtschaftliches Interesse einer Kosmetikfirma an der Pflanze. Michaela Gindl schreibt, dass seit 1987 zwei Kärntner Bergbauernfamilien den Speik wieder nutzen. Eine erste Ausnahmegenehmigung für die Entnahme einiger Pflanzen ermöglichte den Anbau in den Hausgärten der Familien, der aber sehr aufwendig war (Gindl 2000, 6). Mit der Forschungsstudie von Stefan Nowak (Nowak 1999, 8) belegt, wurde auch das Erfahrungswissen der BäuerInnen rehabilitiert, was die Reproduktionsbedingungen des Speik betrifft. Eine zweite Ausnahmegenehmigung ermöglicht den beiden Familien nun, die Pflanze wieder auf den Almen zu sammeln.

5.4.2 Artenvielfalt

Artenvielfalt in einer für die Sammlerinnen zugänglichen Landschaft ist eine wichtige Voraussetzung für das Sammeln. Sie kann nur als Gemeingut sinnvoll erhalten und gefördert werden. Viele Generationen vor uns haben durch ihren sorgsamem Umgang mit der Natur diese Vielfalt weitergetragen. Das gilt für Wildpflanzenvielfalt genauso wie für Kulturpflanzenvielfalt.

Silene fördert bei ihren Spaziergängen die lokale Artenvielfalt durch das Verstreuen von unterwegs gesammelten Samen, weil sie sich für die Landschaft, in der sie sich bewegt, verantwortlich fühlt. Nur auf völlig industrialisierten Wiesen und Äckern ist sie nicht gerne unterwegs. Sie sagt, da würden ihr die Tränen kommen (Silene 26.1.2004, 4). Diese Flächen sind für das Sammeln nicht fruchtbar. Silene sagt, diese Wiesen sind traurig (Silene 26.1.2004, 4). Auf industrialisierten landwirtschaftlichen Flächen ist keine Nebenbeinutzung mehr möglich.

Silene betrachtet es als Aufgabe aller Menschen, die Vielfalt zu bewahren. Und sie betrachtet die Vielfalt als Gemeingut, das allen zugänglich sein soll und das alle nutzen können sollen. Botanische Gärten sieht sie daher als Allgemeingut. Samen von dort mitzunehmen ist für sie nur dann unmoralisch, wenn man alle nimmt, oder wenn man nichts damit macht. Sie meint, man brauche die Pflanzen nicht mehr zu schützen, wenn

man den Leuten zeige, wie sie sie anbauen können (Silene 26.1.2004, 3). Silene holt sich die Vielfalt von überall in ihren Garten, ohne den Umweg über die Institutionen, mit denen sie nicht gerne zusammenarbeitet, und probiert aus, was wächst. Wenn sie in den Botanischen Garten geht nimmt sie vorsorglich Sackerl und Kugelschreiber mit.

Zur Zeit experimentiert Silene mit verschiedenen Wildsalaten. Sie erzählt von einer milden Wegerichsorte, die sie weiterselektiert (Silene 26.1.2004, 2f). Daneben baut sie viele verschiedene Kürbissorten an. Dass diese sich untereinander kreuzen, ist ihr ganz recht. Sie will, dass Neues entsteht und die Sortenvielfalt sich erhöht. Sie sagt, die Natur mache das selber, wenn man ihr die dafür nötigen Bedingungen gebe. Man müsse die Pflanzen einfach nur wachsen lassen (Silene 26.1.2004, 1). Die Pflanzenlebewesen sollen sich in Silenes Garten in lebendiger, natürlicher Umwelt weiterentwickeln. Das versteht Silene als ihren Beitrag zur Ko-Evolution von Menschen und Pflanzen. Mit dem Verschenken von Samen drückt sie aus, dass diese Vielfalt für alle da sein soll. Auch ich habe ein paar Samen von ihr bekommen, mit dem Auftrag, sie anzubauen.

Mit ihrem Bestehen darauf, weiterhin zu sammeln, mit ihrem Bestehen darauf, das Sammelwissen und die Sammelethik weiterzugeben sowie für sich selber weiterzuentwickeln, verteidigen die sammelnden Frauen ihr ‚Recht auf Gemeinheit‘ (Illich 1982). Die Sammelethik gilt den Pflanzen und ihrem Eigenwert sowie den Pflanzen als Gemeingut aller zukünftigen Sammlerinnen und Sammler. Sie ist eine moralische Verpflichtung, die aber nicht nur die Sammlerinnen betrifft. Alle Menschen, die auf einen Ort einwirken, müssen sie beachten, damit in Zukunft das Sammeln möglich ist.

5.5 Beweggründe für das Weitersammeln

5.5.1 Praktischer Nutzen

Die materiellen Sammelprodukte sind das Ziel des Sammelns und auf ihren Genuss freuen sich die Sammlerinnen. Die Frauen haben das Sammeln von ihren VorgängerInnen gelernt. Um eigenständig und für den eigenen Gebrauch weiterzusammeln, müssen sie eigene Beweggründe haben. Es würde ihnen als Motivation nicht ausreichen, eine Tradition fortzuführen. Sie sammeln Wildgemüse für Spinat und Suppen, würzende Kräuter für Brotaufstriche, aromatische und heilkräftige Kräuter für Tees, Beeren für Marmelade, Likör und selbstgebrannten Schnaps, duftende Kräuter für Duftsäckchen und als Räuchermittel. Sie beziehen Kräuter in ihre Hausapotheke ein, machen Vorräte, indem sie geeignete Kräuter in Öl, Essig oder Alkohol einlegen. Sie kombinieren gesammelte Kräuter mit angebauten und gekauften. Vor allem Silene und Thea verwenden Wildkräuter für ihre spirituelle Arbeit. Viola und Veronica vermarkten einen Teil ihrer Ernte. Angelica sammelt im Auftrag der Regionalen Gehölzvermehrung Samen für den Anbau einheimischer Heckenpflanzen (Angelica 2.12.2003, 2). Silene vermehrt Pflanzen aus gesammelten Samen in ihrem Garten.

Alle diese Tätigkeiten werfen keinen messbaren finanziellen Gewinn ab, und haben dennoch einen praktischen Nutzen. Sie können nicht ersetzt werden, wenngleich man bei uns und in der heutigen Zeit auch ohne sie leben kann.

5.5.2 Ökonomie des Sammelns

Ich gehe davon aus, dass Motivation, wenn sie nicht in Abwehr gründet, immer in Wert gründet – und damit eine ökonomische Basis oder Verbindung zu einer Art von Ökonomie hat. „Der Nutzwert eines Gegenstandes ist nun so wenig eine objektive Eigenheit des Gegenstandes wie die Knappheit. Er ist Ausdruck meiner Beziehung zum Gegenstand unter Einrechnung des mir sinnlich anschaulichen Verhältnisses der Kosten, die für ihn zu entrichten sind – Kosten an Zeit, Kraft, Mühsal, Verzicht auf andere Lebensqualitäten – und der Annehmlichkeiten, die er einbringt“ (Gronemeyer 1988, 251).

Zeitaufwand für das Sammeln

Vom Nutzen des Sammelns habe ich bereits gesprochen. Die Kosten des Sammelns sind „*Zeit und Aufmerksamkeit, die dafür aufzuwenden ist*“ (Erica 10.12.2003, 2). Viola erzählt, dass ihr das Sammeln in Griechenland vor allem deshalb so viel Freude macht, weil die Gewürzpflanzen, die sie sammelt, auf den extensiv genutzten Schafweiden in sehr großer Menge wachsen (Viola 25.12.2003, 2). Sie betont dabei, dass die Zugänglichkeit der Landschaft eine Grundvoraussetzung für ihre Sammelausflüge ist. Ohne Eselspfade, also ohne VorgängerInnen, könne sie ihre Sammelorte nicht erreichen (Viola 25.12.2003, 3f). Die räumlichen Ursachen des Zeitaufwandes für das Sammeln haben ihren Ursprung in der Beschaffenheit der Landschaft, die eine Folge des gesellschaftlichen Umgangs mit Land ist.

Jasmin sagt, Ackerschachtelhalm und Hirtentäschel hole sie sich direkt von ihren Feldern, weil sie nur dort in genügender Menge wachsen würden (Jasmin 22.1.2004, 2). Als Bäuerin hat sie den Vorteil, über die Bewirtschaftung ihres Landes ihre Sammelorte selber herstellen zu können und deshalb besonders gut zu kennen. Die Sammlerinnen in Wien sagen, sie würden nicht von Äckern sammeln.

Thea meint, sie sammle eher, wenn es nicht zu aufwendig sei. Sie sammle, was in ihrer Gegend wachse. Sie fahre nicht extra irgendwo hin. Sie betont, dass die Sammelorte leicht erreichbar sein müssen (Thea 3.12.2003, 2).

Aufwand und Nutzen müssen für die Frauen in einem angemessenen Verhältnis stehen. Die Maßstäbe für dieses Verhältnis sind andere als die der kapitalistischen Ökonomie, aber auch für die Sammlerinnen muss sich das Sammeln ausgehen und auszahlen. Die Frauen sammeln nur, wenn sich der Zeitaufwand dafür in Grenzen hält. Die Zeit, die für das Sammeln benötigt wird, hängt ab von den räumlichen Entfernungen und von der

Zugänglichkeit der Sammelorte. Vor allem die Wienerinnen brauchen für den Weg zu den Sammelorten sehr viel länger als für das Sammeln selber.

Menge

Jasmin betont, wie wichtig es ist, dass die Sammelorte in der Nähe sind, und die Menge der geeigneten Pflanzen vor Ort groß genug ist. Wenn diese beiden Aspekte passen, stimme das Argument nicht mehr, dass man keine Wildkräuter verwenden könne, weil es zu zeitaufwendig sei (Jasmin 22.1.2004, 2)

Wieviel Zeit für das Sammeln nötig ist, wird auch von der Menge der Pflanzen an einem Ort und ihrem Verhältnis zu der benötigten Erntemenge bestimmt. Die Menge der Pflanzen an einem Standort ist vor allem bei als Nahrungsmittel genutztem Wildobst und Wildgemüse wichtig.

Blätter oder ganze Pflanzen sind schnell in großer Menge geerntet, besonders dann, wenn eine Pflanze Dominanzen bildet, wie der Bärlauch im Frühling. Bei verstreut wachsenden Pflanzen dauert die Ernte etwas länger. Blüten und Früchte sind schon etwas aufwendiger zu ernten, und Wurzeln auszugraben ist besonders zeitaufwendig. Pflanzen für Tees werden nur in kleinen Mengen benötigt und sind, durch Trocknen konserviert, über einen großen Zeitraum hinweg verwendbar, sodass die dafür aufzuwendende Zeit anders gemessen wird als wenn Pflanzen als Hauptbestandteil für eine Mahlzeit gesammelt werden.

Die Fülle ist oft das, was das Interesse an einer noch unbekanntem Pflanze weckt. In ihrem Garten seien in diesem Jahr so viele Veilchen gewachsen, dass sie nachschauen musste, was man damit machen könne, erinnert sich Thea (Thea 3.12.2003, 2). Es verleitet die Frauen bei bekannten Pflanzen zum Sammeln, wenn sie einfach ins Volle greifen können. Die Fülle sei zu verlockend gewesen, meint Viola in Bezug auf den griechischen Salbei, den sie in der Folge in immer größeren Mengen gesammelt hat (Viola 25.12.2003, 1). Beim Sammeln freuen sich die Frauen an der Fülle der vorhandenen Pflanzenarten, Einzelpflanzen, Möglichkeiten. Ihre Aufmerksamkeit gilt vor allem dieser Fülle, denn nur Pflanzen, die in ausreichender Menge wachsen, können gesammelt werden.

Die Erfahrung dieser Fülle und der geschulte Blick, mit dem die Frauen die Üppigkeit der Natur erkennen und nutzen können, befreit sie ein Stück weit aus der Umklammerung der Knappheit, die im Kapitalismus die Ökonomie beherrscht. Ist eine Pflanze sehr häufig und groß, wird sie eher gesammelt als angebaut, weil dies in diesem besonderen Fall effizienter ist, oder weil sich eine Frau den Platz im Garten für anspruchsvollere Pflanzen reserviert. Ein Beispiel dafür ist der Beifuß, eine Pflanze, von der ein Exemplar im Gemüsegarten einen Quadratmeter Platz beanspruchen würde, und der auf jeder ungepflegten Fläche einfach zu ernten ist. Iris hingegen, für die das Sammeln mittler-

weile zu beschwerlich wird, versucht, die Wildpflanzen, die sie braucht, in ihrem Garten anzusiedeln.

Nicht nur aus ethischen Gründen, sondern auch aus Gründen des Zeitaufwandes und der Lagermöglichkeiten sammeln die meisten Frauen nur das, was sie brauchen in den Mengen, die sie verbrauchen oder verschenken können. Ungern werfen sie nach einem Jahr bei der neuen Ernte die alte weg. Thea verwendet die alten Kräuter als Badezusatz (Thea 3.12.2003, 5). So, wie es ihr widerstrebt, etwas zu kaufen, was sie sammeln könnte, so widerstrebt es ihr auch, Kräuter wegzuworfen, die noch verwendbar wären, einerseits aus Respekt davor, dass sie sie ja gepflückt und damit vorzeitig aus dem Leben gerissen hat, und andererseits, weil auch menschliche Arbeit darinsteckt, die quasi mit weggeworfen werden würde.

Einer großen Menge stickstoffliebender Pflanzen begegnen die Sammlerinnen allerdings mit Misstrauen, einerseits aufgrund des zu erwartenden Nitratgehaltes, andererseits aufgrund der Vermutung, dass stark gedüngte Plätze entweder mit Kunstdünger und Pestiziden behandelt wurden, oder regelmäßig als Hundeklo oder Pissoir dienen. Melissa verwendet deshalb lieber Brennesseln aus dem eigenen Garten (Melissa 25.11.2003, 3), und Erica sagt, sie meide Wiesen, auf denen sehr viel Löwenzahn wächst, weil sie zu hohe Stickstoffdüngung vermute (Erica 10.12.2003, 3).

5.5.3 Formelle Ökonomie und Sammeln

Jasmin meint, wenn es um die Weitergabe von Heilkräutern gehe, sei eigentlich alles verboten (Jasmin 22.1.2004, 3) Angelica sieht ein Missverhältnis zwischen der Dimension ihrer Sammelaktivitäten und dem Aufwand, der zusätzlich für eine Steuererklärung zu leisten wäre (Angelica 2.12.2003, 2).

Stärker noch als beim Sammeln für den Eigenbedarf sind beim gewerblichen Sammeln die Menge der Pflanzen an einem Sammelort und die für das Sammeln benötigte Zeit und zusätzliche Aufwände ausschlaggebend.

Melissa und Silene stehen an der Schwelle, selber Kräuterführungen anzubieten, für die sie auch bezahlt werden möchten. Sie haben das bisher unbezahlt gemacht. Melissa hat seit unserem ersten Gespräch schon mehr Erfahrungen damit, öffentliche Kräuterführungen anzubieten und meint deshalb nun, ein Jahr später, es würde ihr nun nichts mehr ausmachen, wenn ich ihren Namen nennen würde.

Ich habe als Gesprächspartnerinnen Frauen gewählt, die das Sammeln hauptsächlich für ihren persönlichen Gebrauch praktizieren. Es wäre für diese Frauen schwierig, ihre Sammelprodukte in größerem Maßstab zu vermarkten. Will eine das Sammeln professionell betreiben, wird sie mit einer Vielzahl gesetzlicher Bestimmungen konfrontiert,

die bürokratisches Talent und im Vergleich zum Ertrag hohe finanzielle Investitionen erfordern.

Die Gründe für den Wunsch nach Anonymisierung liegen in meinen Beispielen an dieser Schnittstelle zwischen Subsistenz- und Warenökonomie. Hier fühlen sich die sammelnden Frauen vom formellen Rechtssystem eingeschränkt oder bedroht, wenn sie sich nicht völlig einschränken lassen. In diesem Sinn sind die Sammlerinnen betreffbar, verwundbar. „*Betroffenheit* muss man sich leisten können. Hätte die Betroffene ihr nichts entgegensetzen, sie würde sie sich nicht zumuten. Ausweglosigkeit wird eher verdrängt als ausgehalten. ... Betroffbar im Sinne der Verwundung ist jemand nur im Blick auf Gegenstände, Ereignisse, die zur Fülle seines realisierten, ausgeschöpften Lebens gehören. Was man nicht lebt, kann man nicht verlieren. Durch den Verlust von etwas, das mir nicht wichtig war, kann ich nicht betroffen werden. Betroffbar ist man nur im Blick auf das, wofür die Sinne geschärft sind. So zeigt Betroffenheit ... die Fähigkeiten eines Menschen an“ (Gronemeyer 1988, 276).

Um Kräuter als Heilkräuter verkaufen zu dürfen, wird eine Inhaltsstoffanalyse verlangt, die bei den geringen Erntemengen, wie sie im Rahmen der Subsistenzwirtschaft anfallen, mehr Geld kostet, als man für die Kräuter verlangen könnte. Die Notwendigkeit einer Inhaltsstoffanalyse wird mit Qualitätsansprüchen argumentiert. Welche Art von Qualität dabei gemeint ist, und wie diese zu gewährleisten ist, wird durch ExpertInnen formuliert. Sowohl die Qualitätsdefinition der SammlerInnen als auch ihre Methoden der Gewährleistung dieser Qualität werden von den ExpertInnen, deren Definitionsmacht im Arzneimittelgesetz zum Zwangsinstrument wird, nicht anerkannt. Die SammlerInnen können mit ihren Mitteln die Qualität ihrer Kräuter nicht in der geforderten Form belegen. Den SammlerInnen wird die Fähigkeit abgesprochen, die Qualität der gesammelten Kräuter beurteilen zu können.

Wie Martina Kaller-Dietrich für den Ernährungsdiskurs feststellt, wird über die Neudefinition von Qualität und Qualitätsbeurteilung durch ExpertInnen den Menschen in ihrem alltäglichen Handeln die Definitionsmacht entzogen. „Die diagnostische Macht und deren Anerkennung beraubt uns der Fähigkeiten, den ‚eigenen Nasen zu trauen‘ (Esteva 1995, 47), oder das eigene Leben ‚nach selbst gesetzten Zielen einzurichten‘ (Gronemeyer 1988, 36), also das ‚gute Leben‘ eigenmächtig zu bestimmen und zu gestalten“ (Kaller-Dietrich 2002, 94).

Die ökonomische Folge der Qualitätsdefinition durch ExpertInnen und der Entwertung des Wissens der SammlerInnen ist, dass die SammlerInnen aus der formellen Ökonomie ausgeschlossen werden. Durch das Instrument der Inhaltsstoffanalyse werden die ProduzentInnen und VermarkterInnen gezwungen, sich auf industrielle Produktionsmechanismen einzulassen. Ich habe mit drei ApothekerInnen gesprochen, die mir alle drei

gesagt haben, dass sie aufgrund der sonst notwendigen und teuren Inhaltsstoffanalyse Heilkräuter nur aus dem Arzneiwarengroßhandel beziehen könnten, da diese schon zertifiziert seien. Die Kräuter werden folglich im Auftrag von pharmazeutischen Firmen gesammelt, die von der vermischten Gesamternte die vom Gesetzgeber geforderte Inhaltsstoffanalyse durchführen.

5.5.4 Warum *Sammeln* – warum Selbermachen?

Melissa erzählt, ihr Wissen und die Verwendung der Kräuter seien langsam gewachsen. Früher habe sie weniger Geduld gehabt mit der Bestimmung der Pflanzen. An der Universität habe sie interessante und eindeutige Pflanzen bestimmen gelernt. Gesammelt habe sie aber lange nicht. Vor allem die Schafgarbe und andere Frauenkräuter habe sie von Professor Wolfgang Holzners Erklärungen behalten (Melissa 25.11.2003, 1). Melissa meint, sie habe auch Bestimmungsbücher gesammelt, und sie vergleiche auch deren Einträge zu den einzelnen Pflanzen (Melissa 25.11.2003, 2). Angeregt durch Studienkolleginnen, die Kräuterführungen anbieten, hat Melissa angefangen, nicht nur das Bestimmen, sondern auch das Sammeln der Pflanzen ernsthafter zu betreiben. Sie hat Kräuterworkshops besucht, und sie sagt, bei den Workshops sei es einfacher gewesen, etwas dazuzulernen (Melissa 25.11.2003, 2). Melissa vergleicht die 1980er Jahre, die Zeit, in der sie angefangen hat, ihre Kräuterkennnisse bewußt zu erweitern, mit jetzt, und sie stellt fest, es gebe jetzt eine größere Anzahl Kräuterführungen und Workshops, und die Sammlerinnen, von denen man etwas lernen könne, seien leichter zu finden als noch vor fünfzehn Jahren (Melissa 25.11.2003, 2).

Erfahrung ist zugleich Voraussetzung des Sammelns und Beweggrund für das Sammeln. Aus Erfahrung wissen die Frauen, dass es Sinn hat, Freude macht, dass sie es können. Die Neugierde bewegt sie, das, was sie schon kennen, noch besser kennenlernen zu wollen. Veronica betont, sie habe ihre Kenntnisse erweitert, weil es sie interessiert habe (Veronica 12.1.2004, 2).

„*Je vielfältiger* die Erfahrungen sind, die jemand gemacht hat, umso größer wird der Toleranzspielraum für Erfahrungswagnisse werden, weil er dann nicht so sehr auf das Wiedererkennen angewiesen ist, sondern sich auf die Geschichte des Erfahrens *selbst* verlässt. Das Zutrauen zur eigenen Erfahrungssicherheit gibt dann den sicheren, elastischen Grund ab für die Fortschreibung der Erfahrungsgeschichte“ (Gronemeyer 1988, 275).

Die Motivation zum Sammeln enthält die Freude an den eigenen Fähigkeiten, die durch das Sammeln als Tätigkeit bestätigt und erweitert werden. Die Frauen wissen, dass sie es können, und dass dieses Können mit jedem Mal Sammeln oder Verarbeiten mehr wird. Die gesammelten Pflanzen sind sicht- und spürbarer Beweis dieses Könnens und wirken so auf die Motivation zurück.

Iris, Margarita und Veronica kennen Geschichten von früher, als die Situation häufiger war, dass man etwas nicht kaufen konnte, und als die Gründe, warum man etwas nicht kaufen konnte, andere waren als heute (Margarita 28.10.2003, 2). Und sie wissen, dass diese Situationen zwar nicht wünschenswert sind, dass sie ihnen aber nicht völlig hilflos ausgeliefert wären. Das Stück Unabhängigkeit vom Markt und das Vertrauen darauf, dass sie diese Unabhängigkeit noch erweitern können, ist eine der Ursachen für das Gefühl der Freiheit, das sie beim Sammeln so schätzen.

Die Frauen können sich Pflanzen, Lebensmittel oder Heilmittel beschaffen, die sie nicht kaufen müssen oder die es auf dem Markt gar nicht zu erwerben gäbe. Sie schätzen, dass sie bei selber gesammelten Pflanzen die Qualität in größerem Ausmaß selber beurteilen können als bei gekauften Pflanzen, und dass sie durch das Selbersammeln und das Selbserverarbeiten eine Qualität erzeugen können, die im kommerziellen Maßstab gar nicht erzeugt werden kann. Die Sammlerinnen kennen aufgrund ihrer Erfahrungen und Fähigkeiten im Umgang mit der Fülle der wildwachsenden Kräuter Daseinsbedingungen, in denen sie nicht dem Diktat der Knappheit unterworfen sind. Beim Sammeln freuen sie sich an diesem „Leben in (natürlichen) Daseinsbedingungen“ (Gronemeyer 1988, 138).

Das Sammeln und das Sich-Bewegen in der Natur gibt den Frauen ein Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit. Das zielgerichtete Sich-Bewegen in der Natur macht den Sammlerinnen Spaß. Thea fühlt sich in der Natur zuhause, wenn sie sich dort nicht nur aufhalten, sondern sie auch mit nach Hause nehmen und sich einverleiben kann. Erica sagt, sie habe im Pflanzenreich so viele Freunde, dass sie sich nie mehr einsam fühlen wird (Erica 10.12.2003, 2). Die Frauen fühlen sich beim Sammeln zugleich frei und geborgen, unabhängig und mit der Natur verbunden.

Aufgrund der Erfahrungen, die sie schon haben, können sich die Frauen immer tiefer auf die Geheimnisse der Natur einlassen. Beim Sammeln haben sie mit lebenden Pflanzen zu tun. Sie sehen sie an ihrem Standort sich entwickeln und lernen sie bei jedem Spaziergang besser kennen. Die Achtung vor der Pflanze ermöglicht es ihnen, der Pflanze Dankbarkeit entgegenzubringen, aber die Verantwortung für das Wachstum bei der Pflanze zu lassen. Sie lassen die Pflanzen wachsen, dort wo sie von selber wachsen, und von dort holen sie sie ab.

Thea bezeichnet die Drogen aus dem Geschäft mit den Worten „*lemblos und plastikartig*“. Sie meint, dass selber gesammelte Pflanzen besser schmecken und besser wirken als gekaufte. Sie sagt, beim Teeaufgießen hole sie sich das Gefühl des Sammelns aus dem Glas, sagt Thea (Thea 3.12.2003, 2).

Melissa sammelt, weil sie sich darauf freut, die Wirkung der Kräuter zu spüren, den daraus bereiteten Tee zu trinken, oder wie es sein wird, die Pflanzen zu essen (Melissa

25.11.2003, 2). Angelica und Thea freuen sich auf die Erinnerung an die Landschaft des Sammelortes, die sie an dem oft weit entfernten Ort und Zeitpunkt des Genusses erleben werden (Angelica 2.12.2003, 1). Die Schönheit, der Duft der Pflanzen, der sich ändert von der Ernte bis zum Gebrauch, das Beobachten der Wirksamkeit der selber erzeugten Heilmittel sprechen die Sinne der dafür empfänglichen Frauen an.

Die Sammlerinnen entwickeln innige Vertrautheit mit den Pflanzen und den Sammelorten. Thea sagt, das Trinken des Tees biete sie auch im Winter in das Grün (Thea 3.12.2003, 2). Das Sammeln selber, und die Erinnerung an Sammelspaziergänge, wird zu einer der wichtigsten Motivationen für weitere Sammelausflüge. Und im Sammeln ist schon die Vorfreude auf den Gebrauch der Kräuter enthalten. Die Erfahrung des Sammelns und die des Genusses verstärken sich gegenseitig. „Genießen ist in höchstem Maße aktiv. Genießen fordert Aufmerksamkeit, Hingabe, ja unter Umständen wohl auch ein Ritual, einen angemessenen Rahmen. Aktiv ist Genießen auch darin, dass etwas umso mehr genossen werden kann, je kundiger der Genießer gegenüber dem Gegenstand seines Genusses ist. Je differenzierter seine Fähigkeit, den Gegenstand wahrzunehmen, desto mehr kann er von ihm aufnehmen, desto tiefer kann er ihn auf sich wirken lassen“ (Gronemeyer 1988, 260).

5.5.5 Wertschätzung

Die meisten Sammlerinnen erleben eine Wertschätzung ihrer Fähigkeiten und Sammeltätigkeiten in der Familie, sei es durch interessierte Kinder (Jasmin 22.1.2004, 1), die Schwester, die sich behandeln läßt (Margarita 28.10.2003, 1), oder die Schwester, die der Sammlerin Informationen zuträgt (Jasmin 22.1.2004, 3), und vor allem das Vorbild der Mutter (Viola Br. o.J. 2) oder Großmutter (Veronica 12.1.2004, 1), seltener auch des Vaters (Margarita 28.10.2003, 2) oder Großvaters (Erica 10.12.2003, 1). Erica erzählt stolz, ihre Mutter habe das Unkraut von ihr schätzen gelernt (Erica 10.12.2003, 1). Thea erzählt, sie habe in ihrer Studentinnenzeit viele Leute, vor allem aber ihre MitbewohnerInnen, mit Kräutern aus dem gemeinsamen Garten versorgt (Thea 3.12.2003, 1).

Es freut die Sammlerinnen, wenn sich jemand für ihre Tätigkeit interessiert. Das Interesse drückt Wertschätzung aus, was wieder darauf zurückwirkt, dass das Sammeln noch mehr Freude bereitet. Am unmittelbarsten wichtig ist dabei die Wertschätzung der ihnen nahestehenden Personen. Obwohl die Fähigkeiten, die beim Sammeln erworben werden, eigenmächtige Fähigkeiten sind, unterstützt die Wertschätzung durch andere die Frauen in ihrem Tun sehr.

Beim Sammeln setzen die Frauen alle ihre Sinne ein und erhalten ein Ergebnis, das greifbar und zudem mit anderen teilbar ist. Die Sammelprodukte können ein sehr persönliches Geschenk an Freundinnen sein, ein Geschenk, das kein Geld gekostet hat. Indem sie Kräuter verschenken, demonstrieren sie ihren Reichtum an Fähigkeiten. Als

Verbündete der Natur können sie deren Reichtum nutzen und weitergeben. Sie ‚leben mit Fähigkeiten‘ (Gronemeyer 1988, 232). Jasmin erzählt, dass der Kontakt mit anderen Kräuterkundigen bei Seminaren sie in ihrem Tun bestätigt hat. Für sie sei das besonders wichtig, weil sie in ihrer näheren Umgebung keinen Austausch über das Sammeln und die Kräuter habe. Es zeige ihr, dass sie auf dem richtigen Weg sei (Jasmin 22.1.2004, 1f).

Melissa sagt, sie richte ihr Hauptaugenmerk darauf, den Menschen eine Beziehung zu den Pflanzen zu geben. Sie sagt, sie wolle, dass ihre KursbesucherInnen die Pflanzen genau beobachten, schmecken, anschauen. Sie rät ihren Zuhörerinnen, sich für eine Pflanze ein Jahr Zeit zu nehmen, ihr beim Wachsen zuzuschauen (Melissa 25.11.2003, 2). Angelica sagt, sie gebe ihr Wissen an alle weiter, die interessiert seien (Angelica 2.12.2003, 1).

Den meisten Sammlerinnen ist es ab ein persönliches Bedürfnis, ihre gute Beziehung zur Natur anderen Menschen zugänglich zu machen. Es ist ihr Selbstverständnis, dass alle, die achtsam mit Wildpflanzen umgehen, eine Möglichkeit haben sollen, diese auch zu verwenden.

Den meisten Sammlerinnen ist es ab ein persönliches Bedürfnis, ihre gute Beziehung zur Natur anderen Menschen zugänglich zu machen. Es ist ihr Selbstverständnis, dass alle, die achtsam mit Wildpflanzen umgehen, eine Möglichkeit haben sollen, diese auch zu verwenden.

Die Wertschätzung und Anerkennung des Sammelns durch dem Sammeln weniger nahestehende Personen ist wichtig als Grundvoraussetzung dafür, dass diese die Sammelorte ebenso pfleglich behandeln wie die Sammlerinnen selber es tun.

5.5.6 Öffentlichkeit

Die öffentliche, politische oder netzwerkbezogene Wertschätzung kann die persönliche unterstützen. Erica arbeitet daran, eine Öffentlichkeit für das Kräutersammeln zu etablieren. Sie ist Initiatorin eines alle zwei Jahre stattfindenden Kräuterfestes in Thüringen. Dort organisiert sie die SammlerInnenöffentlichkeit so, dass die KräutersammlerInnen sich als Teil einer Kultur begreifen können und auch von außen so wahrgenommen werden. An den Kräuterwochen kann sich jedeR beteiligen. Sie machen den ökonomischen Wert der Wildkräuter sichtbar, und durch die Strahlkraft der formellen Ökonomie wird die informelle Ökonomie rund um die Wildkräuter wieder besser gesehen und von denen, die Wildkräuter in subsistenter Weise anwenden, wieder selbstbewusster dargestellt. Erica sagt, dass vor allem ältere Leute sich nun wieder mehr trauen, von ihren Erfahrungen mit Wildkräutern zu sprechen (Erica 10.12.2003, 3). Erica gibt dem Wildkräuterwissen zusätzliche Bedeutung durch eine künstlerische Gestaltung (Kräuterperformances) und durch die Ritualisierung der Veranstaltungen im Odenwald, bei

denen auch eine Kräuterkönigin gewählt wird. Diese Veranstaltungen finden nun schon seit acht Jahren kontinuierlich statt. Eines von Ericas Zielen ist, den Begriff ‚Olitäten‘ wieder im Duden zu verankern, und damit den Wildkräuterprodukten dieses Fachwort und den damit verbundenen Wert wieder zuzugestehen.

Daphne arbeitet daran, auch in Ostösterreich eine öffentliche Vernetzung von Kräuterkundigen zu etablieren. Sie organisiert dazu eine Kräuterweihe. Sie distanziert sich dabei aber von der katholischen Tradition der Kräuterweihe zu Mariä Himmelfahrt, von der sie meint, dass ihr der Sinn verloren gegangen ist (Daphne 12.12.2003, 2). Mit Ausnahme von Erica kennen die Frauen, mit denen ich gesprochen habe, die katholische Kräuterweihe nicht aus eigener Erfahrung. Sie konnten mir auch keine anderen Bräuche nennen, in denen selbstgesammelten Wildkräutern öffentliche Aufmerksamkeit zuteil wird. Einige der Frauen haben aber den Wunsch nach einer stärkeren Vernetzung mit anderen Sammlerinnen geäußert. Sie haben mir erzählt, dass es schwierig ist, diese zu finden. Ich nehme an, das liegt daran, dass es wenig zwanglose Gelegenheiten gibt, andere Kräuterkundige außerhalb der Verwandtschaft in dieser Rolle zu erleben und anzusprechen. Ich vermute, dass die katholische Kräuterweihe eine solche Gelegenheit darstellen kann, bei der sich über die vorhandenen oder noch zu sammelnden Kräuterbuschen Gespräche entspinnen können. Heide Inhetveen beschreibt in ihrem Aufsatz, wie das ‚Wurzen gehen‘ in der Gemeinschaft eines Dorfes verankert ist, und wie sich über die Absicht, einen vollständigen Buschen zusammenzutragen, die Aufmerksamkeit der Sammlerinnen auf die Sammelorte und die anderen Sammlerinnen erstreckt: „Die Pflanzen für den Wurzbüschel werden nicht gekauft, sondern aus der eigenen Hauswirtschaft, aus der dörflichen Umgebung oder aus der ‚freien Natur‘ zusammengetragen. ... Längst wissen die Frauen, was in den eigenen oder in den Nachbarsgärten wächst und gegebenenfalls erbeten werden könnte“ (Inhetveen 2000, 202).

Öffentliche Aufmerksamkeit wird dem Sammeln von Wildkräutern vor allem in Buchhandlungen zuteil. Es gibt unzählige Ratgeber für Heilpflanzen, und auch das Angebot an Kochbüchern für Wildgemüse und Wildkräuter wächst ständig. Birgit Auerswald hat letztere untersucht und dokumentierte neben einer Fülle praktischer Ratgeber zwei Trends zur Entökonomisierung der Verwendung von Wildkräutern.

In Wildkräuterkochbüchern, die während oder nach dem 2. Weltkrieg geschrieben wurden, werden Wildgemüse oft als Notnahrung bezeichnet, was die VerwenderInnen als in Not geraten diffamiert. Wer Wildgemüse nutzt, wird dabei verdächtigt, sich gekaufte Gemüse nicht leisten zu können. Diesem Problem entkommt nur, wessen Status anderweitig so abgesichert ist, dass er oder sie es sich leisten kann, die Konventionen zu brechen. Dazu passt die Beobachtung von Angelica, dass Wildkräutergerichte vor allem in ganz teuren Restaurants auf der Speisekarte stehen (Angelica 2.12.2003, 2).

In Gourmetkochbüchern werden Wildkräuter als Luxus dargestellt und Rezepte präsentiert, die eher nicht zum täglichen Nachkochen geeignet sind, weil die Rezepte entweder zu aufwendig oder die übrigen Zutaten zu teuer sind, oder weil Wildkräuter zum Verkochen vorgeschlagen werden, deren Beschaffung zu aufwendig ist. Viele dieser Arbeiten sind Literatursammlungen ohne lokalen Bezug (Auerswald 1996, 227)

Die Frauen, mit denen ich gesprochen habe, lassen eine Entökonomisierung ihrer Tätigkeit nicht zu. Thea meint, Tees zu kaufen sei auch teuer, und beim Selbersammeln wisse sie, woher sie sie habe (Thea 3.12.2003, 2). Jasmin meint, dass das Sammeln und Anbauen von Heilkräutern ihrer Mutter nicht nur Geld, sondern auch Zeit erspart habe, die sie für die Besorgung der Kräuter aus der weiter entfernten Apotheke gebraucht hätte (Jasmin 22.1.2004, 1).

5.6 Wandel

Ich habe die Frauen gefragt, wie sich das Sammeln für sie im Lauf der Zeit verändert habe. Die Antworten auf diese Frage fielen ganz anders aus, als ich erwartet hatte. Ich dachte, dass die Sammlerinnen unter der Gefährdung der Sammelorte und der Pflanzenvielfalt leiden, und dass sie sich in ihrem Tätigsein bedroht fühlen. Ich war überrascht, dass sie mir auf viel überzeugendere Art vermittelten, dass das Sammeln immer mehr wird! Rosa sagt, es würden immer mehr Pflanzen werden, die sie schon gesammelt habe, und sie habe auch immer mehr Freundinnen kennengelernt, die ebenfalls sammeln (Rosa 28.9.2003, 1). Die Frauen haben nicht die Perspektive der herrschenden Verhältnisse gewählt, weder von oben noch von unten. Auch diese Perspektive ist ihnen geläufig. Aber wenn sie vom Sammeln als ihrer persönlichen Tätigkeit sprechen, nehmen sie eine andere Perspektive ein.

Sie nehmen Veränderungen, die das Sammeln betreffen, vor allem auf ihrer persönlichen Ebene wahr, auf die sie Einfluss haben und die auf sie Einfluss hat. Die Sammlerinnen haben mich auf ihre Eigenmacht aufmerksam gemacht. Mir gezeigt, was die Kraft und die Bedeutung der Eigenmacht ausmacht. Sie definieren den Stellenwert des Sammelns aus ihrer konkreten Lebenssituation heraus, und aus dieser Sicht messen sie ihren eigenen Fähigkeiten und Erfahrungen Bedeutung zu. Sie leugnen nicht, dass sich die ‚objektiven‘ Sammelmöglichkeiten verschlechtert haben. Die Strategie der Frauen, die Sammelmöglichkeiten als Gemeingut zu erhalten, setzt aber nur selten auf dieser Ebene der Verteidigung in Reaktion auf die Bedrohung an.

Die sammelnden Frauen betonen stattdessen, dass sich ihre persönlichen, die ihnen eigenen, Sammelmöglichkeiten vergrößert haben, und zwar, weil sie sie sich angeeignet haben. Ihre Erfahrungen werden immer mehr und sie können immer besser damit umgehen. Sie erobern sich Schritt für Schritt den Nutzwert der einzelnen Pflanzen und schaffen ihn damit für sich neu. „Der Gebrauchswert eines Gegenstandes für mich ist

meine spezifische Beziehung zu seinen spezifischen Eigenheiten. In dem Sinne, dass er Teil meiner Erfahrung ist, ist er Teil von mir, ebenso, wie er seinen Wert dadurch erhält, dass ich Teil von ihm bin“ (Gronemeyer 1988, 255).

Letztlich geht das Dazulernen immer weiter, und das haben die Frauen als Antwort auf meine Frage nach dem Wandel ausgedrückt. Die Frauen sagen: „*Ich kenne immer mehr*“ (Rosa 28.9.2003, 1), „*Ich sammle mehr*“ (Angelica 2.12.2003, 1), „*Ich weiß mehr*“, und „*Leichter wird es, ich begegne immer mehr Menschen, die Samen sammeln*“ (Silene 26.1.2004, 3) „*Das Wissen und die Verwendung sind langsam gewachsen*“ (Melissa 25.11.2003, 2). Diese Aussage, die von den 30jährigen Frauen genauso kommt wie von den 70jährigen, erklärt, warum alte Frauen am meisten wissen – sie haben ein Leben lang gelernt. Es ist gut möglich, dass mit den alten Frauen auch Wissen wegstirbt, aber gleichzeitig eignen sich die jungen Frauen neues Wissen an. Ich vertraue darauf dass das Sammeln als Tätigkeit von Generation zu Generation weitergetragen wird, wenn Erwachsene den Kindern einen positiven und greifbaren Kontakt mit Wildpflanzen und deren Nutzung ermöglichen.

5.7 Weitergabe

Die Frauen geben ihr Wissen bereitwillig an Interessierte weiter. Silene sagt, sie mache das, weil sie wisse, dass es den Leuten gut tut (Silene 26.1.2004, 2). Besonders bei der Wissensweitergabe ist den Sammlerinnen wichtig, dass mit den Fähigkeiten in der Verwendung der Wildpflanzen auch das Verantwortungsbewusstsein ihrer SchülerInnen einhergeht. Sie schlagen ihnen vor, der Natur zu danken, dass sie die Pflanzen hat wachsen lassen. Sie bitten ihre SchülerInnen, nur das zu nehmen, was sie brauchen, und die Natur in einem guten Zustand zurückzulassen, sodass im nächsten Jahr wieder etwas wachsen kann. Sie warnen ihre ZuhörerInnen auch davor, unaufmerksam große Mengen abzupfen, weil es so zu gefährlichen Verwechslungen kommen kann.

Das Gebrauchswissen der Einzelpersonen über Wildpflanzen ist aufgrund seiner Komplexität und Kontextgebundenheit immer fragmentarisch, weshalb nur eine Gemeinschaft eine große Menge Gebrauchswissen überliefern kann (Christanell 2003, 11). Da es an Personen gebunden ist, geht auch viel davon verloren, wenn es außer Gebrauch kommt, oder wenn die TrägerInnen sterben. Das bedauert Jasmin (Jasmin 22.1.2004, 3). Wer aber nur dem verlorenen Wissen nachläuft, ist immer zu spät dran. Es kann sehr aufwendig sein, bereits verloren gegangenes Wissen zu rekonstruieren. *Wenn* es gelingt, dann wieder nur auf der Basis von *vorhandenem* Wissen. Erst die Zufuhr von lebendigem Wissen und lebendiger Erfahrung kann helfen, das ‚gestorbene‘ Wissen wieder zum Leben zu erwecken. Die eigene Erkenntnis, zu Beginn durch andere Menschen oder durch die materielle Welt selber vermittelt, und die Anerkennung dieser ursprünglichen Beziehung zur Welt, in diesem Zusammenhang zu den eigenen Anfängen der

Sammelerfahrung, sind der Schlüssel, mit dem schließlich Wissen auf eigene Faust erworben werden kann.

Die Frauen freuen sich darüber, diese bereichernde Beziehung mit der Natur zu haben und wollen diese Möglichkeit auch anderen Menschen geben. Sie geben ihr Wissen weiter, weil sie viel davon haben. Bei der Weitergabe des eigenen Wissens wächst sowohl das eigene Wissen, wie auch das in der Gemeinschaft zirkulierende Wissen.

Voraussetzung dafür ist, anzuerkennen, dass das Wissen niemals vollendet sein kann. Genau das ist ja auch die Voraussetzung dafür, dass es immer mehr werden kann.

6 Sammelorte

6.1 Begriffe und Übergriffe

Thea betont, es sei ihr wichtig, die Namen der Pflanzen zu kennen. Sie sinniert darüber, warum das so sei. Sie meint, die Beziehung zu einer Pflanze ändere sich, wenn sie einen Namen für die Pflanze wisse. Der Name helfe ihr, die Pflanze einzuordnen (Thea 3.12.2003, 2). Gemeinsam kommen wir zu dem Schluss, der Name sei die Kommunikationsgrundlage. Er ermöglicht, über eine Pflanze zu reden, die man nicht vor sich hat.

Diesen Gedanken über die Benennung der Pflanzen übertrage ich auf die Benennung der Sammelorte. Um über sie zu schreiben, muss ich ihnen Begriffe zuordnen – ihnen Namen geben. Ich folge dabei dem Alltagsgebrauch der Sprache, wie ich ihn kenne, und wie er in den Gesprächen mit den Sammlerinnen stattfand. Ich konkretisiere die Begriffe dort, wo ich Mehrdeutigkeiten erkenne, oder wo die Alltagsbedeutung meinen Ausdrucksansprüchen nicht gerecht wird. Dabei geht es mir darum, Begriffe zu bestätigen oder zu formulieren, die das Sammeln und die Sammelorte brauchbar beschreiben.

Über die Begriffe werden die Dinge handhabbar. Weil Sprache ein Ausdruck der Gesellschaft ist, besteht aber auch die Gefahr, dass aus Begriffen Übergriffe werden, besonders dort, wo sie in wissenschaftlichen oder formal-politischen Zusammenhängen eingesetzt werden. Oft werden diese ‚hoheitlichen‘ Begriffsdefinitionen, mit denen sich eine Disziplin einen Begriff angeeignet hat, wieder auf den Alltagsgebrauch übertragen. Diese Geschichte lässt sich am Wandel des Begriffes Land und an der Entstehung des Begriffes Landschaft nachverfolgen. Aber auch die Begriffe Brache und Wildnis haben eine Gebrauchsgeschichte. Sie sind gesellschaftlichen Umdeutungen unterworfen.

Die Alltagssprache wird durch Begriffe aus verschiedenen Wissenschaften angereichert. Die Wissenschaften produzieren nicht nur Wissen und Meinungen, sondern auch Wörter. Vor allem bei der Beschreibung der Wiesen als Sammelorte greife ich auf Begriffe aus der Vegetationskunde zurück.

Auch im Alltagsgebrauch der Menschen entsteht Wissen, und sie haben Wörter dafür gefunden. Mit der Weitergabe des Wissens im Gebrauch werden auch die Wörter weitergegeben. Bei den Versuchen, Sammelorte zu bezeichnen, sind mir einige bäuerliche Landschaftsbezeichnungen begegnet. Aus der Weise, wie die Begriffe in meiner Umgebung verwendet wurden und werden, kann ich schließen, was sie bedeuten. Indem ich sie verwende, habe ich präzise Ausdrucksmöglichkeiten, die Nutzung und Erscheinung in einem Begriff vereinen. So bezeichnen die Dialektwörter ‚Gelert‘ und ‚Moas‘ Erlbruchwald und Niederwald, die ohne diese Wörter in der Umgangssprache unter die Wildnis eingereiht werden. Die Wildnis aber ist das wilde Land, das nicht genutzt wird. Wenn die Wörter, die ich für die Bezeichnung der Landschaft verwende, deren Nutzung beschreiben, kann diese nicht so leicht vergessen werden. Ich bestätige und reproduziere

diese Begriffe der Nutzung in ihrer Bedeutung, indem ich sie gebrauche. Manchmal können diese Rück-Griffe auf vernakuläre Be-Griffe vor Über-Griffen einer vereinna(h)menden Politik auf das Land schützen.

6.2 Landschaft

Der Gegenstand des Interesses der Freiraum- und Landschaftsplanung ist die Landschaft, und in ihr die allgemein zugänglichen Freiräume und die Gärten. Wie in der Planung ist es auch beim Sammeln neben dem eigenen Garten die öffentlich mehr oder weniger zugängliche Landschaft, in der sich das Sammeln abspielt.

Das Wort Landschaft ist ein sehr weit gefasster Begriff. Auf den ersten Blick meint jeder zu wissen, was gemeint ist. Bei näherem Hinsehen kommt es aber auf den je eigenen Erfahrungshintergrund und Kontext an, was die Sprechenden damit meinen.

6.2.1 Wandel des Begriffes ‚Landschaft‘ in der Geschichte

Der Begriff Landschaft setzt sich zusammen aus dem Wortstamm ‚Land‘ und dem Suffix ‚-schaft‘.

Land bedeutet ursprünglich wahrscheinlich ‚freies, offenes Land‘. Die Bedeutung wandelt sich aber schon in germanischer Zeit zu ‚Staatsgebiet‘, und wird später in Gegensatz zu Wasser und Stadt gesetzt (Kluge 1995, 501). Dennoch ist „Land für die Zeitgenossen (des Mittelalters AdV.) nicht herrschaftlich orientiert, geschweige denn geprägt. ‚Land‘ ist noch bestimmt durch die ‚Lantsit‘, die Verhaltensnormen, in denen sich Menschen gemeinsamer Herkunft wiedererkennen“ (Schubert 1998, 23).

Im 12. Jahrhundert beschrieb das Wort Landschaft die Bevölkerung eines Landes (Amann 1999, 31), das Kollektiv, das zum Land gehört. In der Folge wurde der Begriff auf die politisch handlungsfähigen BewohnerInnen bzw. deren juristische Personen eingengt, welche im Namen von Land und Leuten agierten. Geistlichkeit, Ritterschaft und Bürgerschaft der Städte waren gemeinsam die Landschaft eines Fürstentums auf dem Landtag (Schubert 1998, 15).

Die Wortwurzel ‚-schaft‘³ erlaubt es, der Interpretation von Landschaft als ‚Ordnung des Landes‘ auch noch eine Interpretation als ‚die Beschaffenheit des Landes‘ hinzuzufügen. In ihrer ästhetischen/ästhetisierenden Auslegung ist dieser Landschaftsbegriff in den herrschenden sozialen Schichten des Adels und des Bürgertums entstanden, die sich als Landesherren in der Renaissance auf paradisischen Bildern und später in Parks inszenieren ließen. Die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Landesherren und Bauern

³ Das Suffix ‚-schaft‘ kommt von ‚schaffen‘, was etwas ordnen oder etwas herstellen bedeuten kann. In die Wortfamilie von ‚schaffen‘ gehören auch ‚Schöpfer‘ und ‚Geschöpf‘, ‚anschaffen‘ und ‚Geschäft‘. Das Suffix ‚-schaft‘ drückt die Beschaffenheit des davorgesetzten Wortstammes aus. Daraus entwickelt sich seine Funktion als Sammelbegriff (Ritterschaft ‚Verhalten eines Ritters‘ - ‚Gesamtheit der Ritter‘) (Kluge 1995, 709, 710)

wurde im Zuge der Industrialisierung immer mehr aus dem Bewusstsein und in der Folge auch aus der Landschaft verbannt. Auf die ideelle Verbannung folgte die reale Vertreibung der subsistenten LandbewirtschaftlerInnen (Schneider 1998, 22). Die repräsentative Landschaft wurde nun nicht mehr bewirtschaftet, sondern in Landschaftsparks gestaltet. Aus dem von Wirtschaftsflächen umgebenen herrschaftlichen Gutshof, der mit Hilfe der Landbevölkerung Güter produzierte, wurde die Villa inmitten eines von Lakaien gepflegten Parks (Schneider 1998, 26).

„Die heutige alltagssprachliche Bedeutung des Begriffes Landschaft stammt aus dem späten Mittelalter und der Zeit der Renaissance, als unter Landschaft die gemalte Darstellung eines Ausschnittes einer Gegend verstanden wurde. Dabei handelt es sich aber nicht nur um die möglichst wirklichkeitsgetreue Darstellung, sondern auch um die bewusste Komposition von Ideallandschaften. Diese Bedeutung wurde im 16. und 17. Jahrhundert auf die Vorlage des gemalten Landschaftsbildes ... ausgedehnt“ (Amann 1999, 32).

Die visuelle Wahrnehmung von Landschaft wird in unserer Gesellschaft über Beschreibungen in Worten, gemalte oder fotografierte Landschaftsbilder und über Karten festgehalten. Jede dieser Darstellungsformen ist eine mehr oder weniger bewusste Abstraktion des real Wahrgenommenen, und sie enthält den Blickwinkel der BetrachterIn. Das Wahrgenommene wird zu Wirklichkeit, wenn wir in der Landschaft das sehen, was wir sehen gelernt haben. Wir lernen Landschaft als ‚schöne Landschaften‘ sehen. Schöne Landschaften sind Ideallandschaften, wie sie in der darstellenden Kunst nach der Natur gemalt oder erfunden werden, und wie sie, zum Teil als Übertragung dieser Bilder, von der Parkgestaltung oder der Landschaftspflege hergestellt werden. „Eine betrachtete Gegend wird dann zu Landschaft, wenn sie aussieht wie gemalt“ (Amann 1999, 32).

Nicht alle Gegenden passen in unser vom herrschaftlichen Blick geprägtes Konzept von Landschaft. „Eine (richtige) Landschaft muss in ihrer alltagsweltlichen Bedeutung schön sein, harmonisch, weit und ländlich; zerstört wird sie durch Großstädte, Industrie und Technik, durch Dinge, die das moderne Leben kennzeichnen. Vorhanden sein müssen insbesondere Wälder, Wiesen, Berge, Flüsse, Bäume, also ‚Natur‘; Menschengemachtes – Dörfer, Bauernhöfe – gehört nur dann zur Landschaft, wenn es dörflich-idyllisch-bäuerlichen Charakter aufweist“ (Amann 1999, 33). Die menschliche Arbeit, die in der ‚natürlichen‘ Landschaft steckt, z.B. in den Wiesen, wird dabei übersehen.

Industrieanlagen und Verkehrsstrassen gehören nicht zu dieser idealisierten Landschaft. So wie sie aus Urlaubsprospekten wegretuschiert werden, werden sie auch in der Realität systematisch übersehen. Vor allem in der Erinnerung ist es leicht, sie zu vergessen. Was wäre der zu Landschaft gleichwertige Begriff für Verkehrsflächen, Großstadtgewühl und Industriegebiete, wenn diese im Begriff Landschaft nicht enthalten sind? Oder

anders gefragt: wie kann mit dem Begriff Landschaft umgegangen werden, damit die Leute, die ‚zu ihr gehören‘ nicht mit dem Hintergrund verschmelzen, sondern als handelnde Männer und Frauen wahrgenommen werden?

Um diese Fragen entspinnt sich ein Diskurs in der Landschaftsplanung. Ein dort angedachter Ausweg ist, wieder an der Wortwurzel ‚-schaft‘ von Landschaft anzuknüpfen. Ich habe schon ‚Ordnung des Landes‘ und ‚Beschaffenheit des Landes‘ als Interpretationen erwähnt. Wenn wir von der ‚Geschaffenheit des Landes‘ ausgehen, stehen der Prozess des Schaffens der Landschaft durch menschliches Tätigsein an ihr (Schneider 1998, 29) und die dabei beteiligten AkteurInnen im Vordergrund. „Landschaft ist aus der ‚Landwirtschaft‘, der Bewirtschaftung von Land, entstanden“ (Machatschek 1999, 19). Die Landschaft bildet in diesem Sinne die Entscheidungen und die Arbeitsbedingungen der in ihr agierenden Menschen im Zusammenwirken mit den Naturkräften ab.

Der Begriff Landschaft beschreibt zunächst ein distanzierendes (ursprünglich ein herrschaftliches) Verhältnis. Die Landschaft kann als Ganzes nur aus der Entfernung wahrgenommen und beschrieben werden. Andere Begriffe der Beschreibung ergeben sich aus der Innensicht der Landschaft. In diesen genaueren Begriffen drückt sich auch die eigene Position und Interessenslage der Sprechenden aus. Aber auch die Begriffe selber verwandeln sich auf dem Weg in die Landschaft.

Das gilt für die räumliche Annäherung genauso wie für die thematische Annäherung durch die Beschäftigung mit dem Gegenstand. Der Begriff Wiese meint zunächst ‚Grünfläche‘. Das ist augenscheinlich. Erst durch die Annäherung und die Erfahrung kann ich wissen, dass in der Wiese unterschiedliche Pflanzen wachsen, dass sich die Wiesen unterscheiden lassen. Nur durch Beobachtung, eigenes Handeln und die Erzählungen anderer kann ich erkennen, dass in der Wiese neben den Einflüssen des Wetters und des Bodens die Arbeit und die Wirtschaftsperspektiven der BäuerInnen stecken. Ich kann nun, wenn ich will, die Wiese genauer bezeichnen als Fettwiese, magere Wiese, Spielwiese. Erst wenn ich die Wiese betrete, kann ich den Duft der Kräuter dieser spezifischen Wiese wahrnehmen. Erst jetzt kann ich den Eindruck aus der Ferne mit dem Eindruck aus der Nähe in Beziehung bringen. Nun kann die Wiese auch zum Sammelort werden. Und doch ist das Wort dafür noch immer ‚Wiese‘.

6.2.2 Wie nehmen die Sammlerinnen die Landschaft wahr?

Beim Sammeln von Wildkräutern befindet man sich an einem bestimmten Ort. Für das Sammeln ist die Wahrnehmung der unmittelbaren Umgebung unerlässlich. Auf die Wahrnehmung des Naheliegenden mit den Augen folgt die haptische Wahrnehmung der Gelegenheit mit dem Geruchssinn, dem Tastsinn, dem Schmecken. Thea nimmt oft die Gelegenheit wahr, im Vorbeigehen Wildkräuter zu naschen. Sie bezeichnet das als „*sich durch die Landschaft essen*“ (Thea 3.12.2003, 3). Auch Angelica, Melissa und

Daphne erzählen davon, dass sie gerne unterwegs ein Blättchen oder eine Brombeere pflücken und verspeisen. Welche Pflanzen sie an welchen Orten erwarten dürfen, schließen sie aus ihrer Kenntnis der Sammelorte als Landschaftsräume.

Viola erzählt, sie fahre viel mit dem Rad, weshalb sie immer wisse, wie weit die Vegetation sei. Wenn sie zur Zeit der Holunderblüte mit dem Rad fährt, bereitet sie sich auf Sammelgelegenheiten vor, indem sie einen Stoff sack mitnimmt. Beim Wandern auf Weiden hält sie gezielt Ausschau nach Frauenmantel (Viola 25.12.2003, 2). Viola weiß, wann sie Gelegenheiten zum Sammeln erwarten darf.

Iris erzählt, weil sie in ihrem Tal wohne, wisse sie, wo sie welche Pflanzen wann finde (Iris 22.10.2003, 4). Iris kennt ihre Wohnumgebung sehr gut. Sie weiß, dass bestimmte Pflanzen nur an bestimmten Stellen wachsen. Weil sie das weiß, kann sie ihre Sammelorte gezielt und erfolgreich zur richtigen Zeit aufsuchen. Sie betont deutlich, dass das Wissen, das für das Sammeln nötig ist, einer gewissen Ortskenntnis und Aufmerksamkeit bedarf.

Von den Spazier- oder Radwegen aus entdecken die Sammlerinnen brauchbare Pflanzen oder vielversprechende Plätze. Sie können ihre Sammelerfahrung in Beziehung bringen mit Orten, die sie von weitem sehen, und sie erkennen aus der Entfernung, was sie an diesen Orten erwartet. Die Frauen haben einen Blick für geeignete Gelegenheiten entwickelt.

Beim Sammeln stehen das Ernten und die Pflanzen im Vordergrund, aber die Pflanzen werden an und mit ihren Wuchsorten wahrgenommen. Und die Sammlerinnen haben ihre Sammelorte in meinen Gesprächen mit ihnen auch benannt.

Die Sammlerinnen benennen die flächigen landwirtschaftlichen Flurformen: Wald, Weide, Wiese, Acker, Weingarten, Obstgarten, Gemüsegarten und Garten. Wald, Wiese und Acker unterscheiden sie oft nach der Nutzungsart und -intensität. Sie verwenden dafür die Bezeichnungen Nachbarwald, Plenterwald, Buchenwald, Waldschlag, Maisfeld, einmal gemähte Wiesen, ungedüngte Wiesen.

Sie benennen die linearen Flurformen Waldsaum, Forstwege, Eselspfade, Hecke, Wegrand, Feldrain, Ackerterrasse(nböschung), Viehzaun, Bachufer, Verkehrsflächen. Nicht landwirtschaftlich genutzte Flächen, die sie als Sammelorte nennen, sind Brache, Wildnis, unberührt wirkende Flächen, Erholungsräume, Naturparks, Gewerbeflächen. Nach topographischen Kriterien nennen sie Alpen, Gebirge, zwischen Felsen, pannonische, steppige Landschaft, hügelig, Macchia, Felsenregion, Südhang als Sammelorte. Nach Sammelgut benennen sie Parasolwald, Himbeerschlag, Brombeergebiet, Salbeiwiese, Brombeerhecke.

Das Begriffsrepertoire, das in den Interviews genannt worden ist, ist bei den land- und forstwirtschaftlichen Flächen und bei den linearen Flurformen, die immer auch Grenzen darstellen, am größten. Diese Orte sind auch die gängigsten Sammelgebiete. Für ihre Benennung verwenden die sammelnden Frauen fast immer Ausdrücke, die auf die Bewirtschaftungsweise des Landes Bezug nehmen. „Für alle, die nicht unmittelbar von der Bearbeitung des Bodens leben und selbst kein Land besitzen, ist die Art und Weise der Landnutzung ebenfalls bedeutungsvoll. Sie ist entscheidend für die Zugänglichkeit und die individuellen Verfügbarkeiten der Landschaft, ob und wie hoch private Anteile an der natürlichen Fruchtbarkeit für die Mehrheit der Bevölkerung gegeben sind“ (Auerswald 1996, 209).

6.2.3 In welchen Landschaften sammeln sie?

„In allen Bereichen der Landschaft wie Äcker, Wiesen Weiden, Wegränder, Böschungen, Wälder und Gewässer wurde bis in die 1960er Jahre gesammelt. Die nahrhafte Landschaft enthält neben den landwirtschaftlichen Flächen, auf denen Grundnahrung produziert wird, auch Sammelplätze mit Wildfrüchten und Wildgemüse. Dieses Verständnis schließt aber auch den sozialen Aspekt der Nutzung verschiedener Flächen als Allmenden ein“ (Machatschek 1999, 15).

Flächen, die unter bäuerlicher land- oder forstwirtschaftlicher Nutzung stehen, sind sowohl für LandbesitzerInnen als auch für Landlose am besten zugänglich und geeignet. Das sind Wald, Grünland, Äcker sowie die dorthin und durch sie hindurch führenden Wege.

6.3 Wald und Waldrand

Wald ist die natürliche Vegetation Mitteleuropas. Alle Flächen, die nicht von Landwirtschaft, Siedlung oder Verkehr besetzt werden (können), genügend Substrat aufweisen und ausreichend mit Wasser versorgt sind, sind bewaldet.

Der alltagssprachliche Waldbegriff umfasst jede größere baumbestandene Fläche. Ihm entspricht im großen und ganzen die Legaldefinition des Waldes (Merli 1995, 319). In der Sprache der sammelnden Frauen wie in der Legaldefinition gehören neben den Bäumen auch die Lichtungen, die Forstwege, die Waldränder und die Waldschläge zum Wald.

Der Wald ist neben der Weide jene Landschaftsform, in der es auch heute noch ausgeprägte und geregelte gemeinschaftliche Nutzungen gibt. In vielen Orten Österreichs gibt es einen Gemeindewald. Auch der Wienerwald ist Gemeindewald. In einigen Orten ist dieser Gemeindewald nach wie vor die ‚Sparkassa‘, aus der gemeinschaftliche Investitionen getätigt werden. In anderen Orten, z.B. in Neudorf im Mühlviertel, ist der Wald zwar parzelliert und auf die Hofeigentümer im Eigentum verteilt, wird aber genossen-

schaftlich, also anteilmäßig gemeinsam bewirtschaftet, so wie zu Zeiten des Flurzwangs auch die Ackergewanne gemeinsam bestellt und beerntet wurden.

Neben dieser gemeinsamen, aber auf einen bestimmten Personenkreis eingeschränkten Holznutzung des Waldes, ist das Betreten des Waldes für Erholungszwecke oder um einen anderen Ort zu erreichen jedem erlaubt und gesetzlich geschützt. Das Sammeln von Pflanzen wird im Forstgesetz indirekt erlaubt. Es gibt keine Strafbestimmung dafür. Die Sammeltätigkeit im Wald erhält aber im Gegensatz zur Erholungstätigkeit keinen gesetzlichen Schutz.

„Nach § 33 Abs 1 ForstG 1975 darf jedermann ‚Wald zu Erholungszwecken betreten und sich darin aufhalten‘, und zwar, wie sich besonders deutlich aus § 33 Abs 3 ergibt, ohne dass es dazu der Zustimmung des Eigentümers bedarf“ (Merli 1995, 318).

Bestimmte Waldflächen (§34) (forstliche Sonderkulturen wie Christbäume, wissenschaftliche Zwecke, Tier- und Alpengärten, Eigenbereich in der Umgebung des Wohnhauses), darf der Waldeigentümer befristet oder dauernd sperren. Liegt keiner der gesetzlichen Sperrgründe vor, ist die Sperre unzulässig. Bei dauernden Sperrungen hat der Eigentümer Umgehungsmöglichkeiten zu schaffen oder die durch das Sperrgebiet führenden Wege für benutzbar zu erklären und an Zäunen Überstiege oder Tore anzubringen (Merli 1995, 321).

„Nicht zur Betretungsfreiheit des § 33 Abs 1 zählt das Sammeln von Beeren, Pilzen und Waldfrüchten. Doch die Bestimmung des § 174 Abs 4 lit b Z 2 ForstG 1975 räumt mE ein mengenmäßig beschränktes Aneignungsrecht ein, das auch gegen den Willen des Eigentümers ausgeübt werden kann. Diese Freiheit kann zwar nur aus der Strafflosigkeit der Aneignung erschlossen werden, und normalerweise sagen verwaltungsstrafrechtliche Bestimmungen nichts über die Duldungspflicht des Eigentümers aus“ (Merli 1995, 326).

Das Sammeln im Wald ist heutzutage also kaum geregelt und weder geschützt noch verboten. Die wichtigste Voraussetzung für das Sammeln, nämlich die freie Zugänglichkeit des Waldes, ist gesetzlich geschützt. Der Gesetzgeber drückt im Forstgesetz sein Interesse aus, die Erholungsfunktion des Waldes sicherzustellen. Das Sammeln von Pilzen ist auf eine kleine Menge für den persönlichen Gebrauch beschränkt. Will jemand größere Mengen sammeln, braucht er oder sie die Erlaubnis der EigentümerIn. Die Wildsammlung von Pflanzen wird vom Forstgesetz weder angesprochen noch geregelt, also nicht wahrgenommen. Der Staat bezieht zu dieser Tätigkeit nicht Stellung. Das ist merkwürdig, weil der Wald ein sehr beliebter Sammelort ist.

Alle Sammlerinnen, die ich gefragt habe sowie auch jene von Anja Christanell in Kartitsch in Osttirol befragten Personen gehen gerne im Wald sammeln (Christanell 2003,

Anhang: Tabelle 10). Die Wälder, in denen die von mir interviewten Frauen aus Wien sammeln, sind die Buchenwald- und Hainbuchen-Flaumeichenwaldbestände in Wien sowie die Auwälder der Donau. Die Oberösterreicherinnen sammeln vorwiegend in Bachauen, die meist als Niederwald bewirtschaftet werden, oder auf den Schlägen der dort häufigen Fichtenforste.

Im Laubmischwald sucht Veronica im Herbst Saunigl (die vielblütige Zahnwurz) für die Sauniglsalbe, die sie für stumpfe Verletzungen verwendet (Veronica 12.1.2004, 2). An frischen Straßen findet sie Walderdbeeren. Margarita erzählt, im Buchenwald finde sie nur im Frühling sammelwürdige Pflanzen, nämlich den Bärlauch, die Leberblümchen, Veilchen. Apothekerschlüsselr wüchsen dort, wo mehr Licht hinkomme (Margarita 28.10.2003, 3). Die Pflanzen, die die Frauen im Wald finden, sind vor allem die Frühlingsgeophyten (Bärlauch, Waldmeister, Saunigl, HanslundGretl), Pilze und Baumfrüchte (Eicheln, Kastanien, Bucheckerln). In lichten Wäldern oder auf Waldschlägen finden sie Beeren (Him- Brom- und Heidelbeeren) und im Sommer die Engelwurz und das Zinnkraut.

Nur wenige krautige Pflanzen benötigen den Schatten im Wald. Bärlauch, Waldmeister und Zahnwurz sind klassische Auwald- und Laubmischwaldsammelpflanzen. Einige Pflanzen wachsen im Wald im Gegensatz zu artenreicheren Standorten ohne Konkurrenz und deshalb in für das Sammeln günstiger Häufung. Das gilt für Scharbockskraut, Veilchen, Farn, Lungenkraut, Himmelschlüssel, Heidelbeeren, Erdbeeren, Taubnessel.

In den substratarmen und trockenen lichten Föhren- oder Flaumeichen-Hainbuchenwäldern im Südwesten von Wien sorgen die extremen Klimabedingungen dafür, dass für eine Kraut- und Strauchschicht genügend Licht auf den Boden fällt. Diese Standorte sind vegetationskundlich den Saumgesellschaften, die auch an Hecken und Wegrändern wachsen, näher als dem dunklen Tann der Fichtenforste und dem sommerlichen Rotbuchenwald. In diesen Sukzessions- und Saumgesellschaften überschneiden sich Grünland und Wald zeitlich oder räumlich. Die Hochstaudenfluren im Wald sind nicht wie die Wiesen beabsichtigte Vegetation. Sie wachsen als Nebeneffekt der Bewirtschaftung als Dauerkulturbegleiter oder Sukzessionsfolgen.

Veronica erzählt, sie finde im Wald am ehesten etwas an Stellen, wo Bäume gefällt worden sind. Im Wald sammle sie Hopfen, Holunder, Waldmeister, Bärlauch, Zahnwurz. Sie sagt, Hagebutten finde sie am Waldrand. An Wegsäumen im Wald wüchsen neben der Tollkirsche auch viele andere interessante Pflanzen (Veronica 12.1.2004, 4). Von den Frühlingsgeophyten abgesehen sind die meisten Pflanzen, die im Wald gesammelt werden, eigentlich Waldsaumpflanzen. Sie brauchen einen lichten Standort, z.B. eine Lichtung oder den Waldrand, um sich anzusiedeln. Anschließend benötigen sie ein paar Jahre relative Ruhe, um sich zu entwickeln und sammelwürdige Dominan-

zen zu bilden. Man findet sie vor allem auf Schlägen, Lichtungen, Windbrüchen, im Niederwald und Auwald, an Wegrändern und Waldrand bzw. im Waldsaum.

Veronica weist mich darauf hin, dass die Beeren im Wald verschwinden, weil keine Kahlschläge mehr gemacht werden würden. Himbeere und Heidelbeere bräuchten viel Sonne im Wald und verlieren sich in ihrer Gegend, weil der Wald jetzt wieder als Plenterwald bewirtschaftet werde, also nur mehr Einzelbäume entnommen würden (Veronica 12.1.2004, 3).

Im Wald werden in erster Linie Nahrungspflanzen gesammelt, nämlich Frühlingskräuter, Pilze und Beeren. Genau diese Sammelprodukte sind auch heute noch auf den Wochenmärkten in Wien (Bärlauch) (Deissen 2004, 8) und Klagenfurt (Heidelbeeren, Preiselbeeren, Saft vom roten Holler, Himbeeren, Brombeeren, Traubenkirsche, Kastanien) (Leute 2000, 29 und 119) zu finden. Wenn man aber einmal vom Bärlauch absieht, von dem in kürzester Zeit große Mengen gesammelt werden können, so braucht das Sammeln von Nahrungspflanzen doch mehr Zeit als das von Teedrogen, von denen geringe Mengen ausreichen. Gesammelte Beeren werden in festen Behältnissen transportiert, somit erfordert das Beerensammeln eine genauere Planung. Ferner ist eine sofortige Verarbeitung der Beeren nötig.

Speik (Nowak 1997, 108) und Bärlauch (Machatschek 1999, 24) werden gefördert, wenn man den Boden aufwühlt um an ihre Wurzeln bzw. Zwiebeln zu gelangen. Der Waldgeißbart reagiert auf das Abgeschnittenwerden ebenfalls mit vermehrter Triebbildung. Die Sammelorte dieser Pflanzen werden durch Erntevorgänge vor Sukzession bewahrt (Machatschek 1999, 24). Zum Teil wurde die natürliche Vegetation auch bewusst durch das Sammeln gestört.

Im Lauf der Zeit werden die lichtungrigen Saumpflanzen von anderen Pflanzen in einer Sukzession Richtung Wald verdrängt. Das gilt für Johanniskraut, das relativ konkurrenzschwach ist und schon nach drei Jahren wieder verschwunden sein kann (Pohanka 1987, 153 und 161), wenn sein Standort nicht im Herbst gemäht wird (es ist eine Zeigerpflanze für junge Brachen), für Himbeeren, die auf einem Schlag zehn Jahre durchhalten können, für die auf sie folgenden Brombeeren (Erica 8.6.2003, 1), die auch noch im Schatten weiterleben, aber nicht mehr fruchten, für Birken, die zwar relativ lange leben können, aber irgendwann wachsen ihre untersten Blätter in unerreichbarer Höhe. Wenn sie hingegen sonnig stehen und nicht vom Wild oder Weidevieh verbissen werden, neigen sich die Äste vieler Waldbäume bis zum Boden, um den Stamm vor Sonne zu schützen. In diesem Fall kann man auch gut davon sammeln. Bis in die 1970er Jahre geschah das in ganz Österreich, um das Vieh zusätzlich zum Heu mit Laubfutter zu versorgen (Machatschek 1999, 134). Vor allem Hecken wurden für die sogenannte Schneitelnutzung gebraucht.

6.4 Grünland

Der Produktionsabsicht auf dem Grünland ist Viehfutter. Dabei wird im Gegensatz zum Acker der spontane Aufwuchs geerntet. Mähen und Beweiden erzeugen und stabilisieren die spezifischen Vegetationsgesellschaften.

Grünland und Wald sind in Waldweidelandschaften und Almen verzahnt. Dabei wird der Wald durch die Nutzung als Weide ausgelichtet. In Mitteleuropa war die Waldweide allgemein üblich, bis mit der industriellen Glas- und Metallverhüttung das Holz der Wälder für die Herrschenden wichtiger und deshalb die Waldweide stark eingeschränkt wurde. Heute ist die Waldweide in Österreich ausgesprochen selten. Die Waldweidelandschaft ist das Vorbild für Landschaftsgärten und in der Folge für die heutigen städtischen Parks, wo einzelne Bäume und Sträucher auf einem häufig gemähten Scherrasen stehen. Die Unkrautherden werden durch Staudenbeete imitiert. Außerhalb des Parks leiten Hochstaudenfluren älterer Brachen und Säume als Folge fehlender Pflege oder zu geringen Viehbesatzes vom Grünland über zum Wald.

Den Übergang zur Ackerwirtschaft bildet die Feldgraswechselwirtschaft oder Egartwirtschaft, bei der bis zu sieben Jahre Wiesen- und Weidenutzung mit ein bis drei Jahren Acker abwechseln. Durch Selbstberasung oder Ansaat und anschließende Mahd wird vor allem in schwierig zu bewirtschaftenden Lagen aus dem Acker eine Wiese gemacht. Die Wiesennutzung werden vermindert nebenbei die Ackerunkräuter. Wenn der Heuertrag nachlässt, wird umgebrochen und der angesammelte Humus für Ackerbau genutzt. Wird auf dem Acker wiederum die Bodenstruktur zu schlecht und der Unkrautdruck zu groß, lässt man wieder Gras darüber wachsen. Diese Bewirtschaftungsform ist bei geringer bis mäßig guter Nährstoffversorgung der Äcker sinnvoll. Sie ermöglicht BäuerInnen, mit geringem externen Kapitalaufwand auch in naturbütig benachteiligten Gegenden zu wirtschaften, bei geringem Ertrag zwar, aber ohne auf (unsichere) hohe Erträge angewiesen zu sein, um auf Kredit basierende Geldinvestitionen zurückzuzahlen. Die naturbürtige Fruchtbarkeit bleibt dabei erhalten.

Im Grünland wachsen, aus der Sammlerinnenperspektive betrachtet, vor allem die Pflanzen des Wiesenspinats, der Frühlingskräutersuppen und die Heilkräuter des Hochsommers. Im Allgemeinen haben die Sammelpflanzen des Grünlandes weniger Nährstoffe und weniger Blattmasse als die Frühlingsgeophyten und Früchte des Waldes. Dafür enthalten sie viele sekundäre Inhaltsstoffe, oft sind sie daher bitter oder scharf. Man muss sie untereinander oder mit Gartengemüse kombinieren, damit sie als Nahrungspflanzen genießbar sind. Angelica erzählt, dass sie für den Wiesenspinat im Frühjahr circa 20 unterschiedliche Kräuter kombinieren gelernt habe. Dabei habe sie auch gelernt, wieviel man von jedem Kraut nehmen könne (Angelica 2.12.2003, 1). Je schlech-

ter eine Wiese mit Nährstoffen oder Wasser versorgt ist, umso mehr verschiebt sich das Spektrum der Arten von den Gemüsepflanzen zu den Gewürz-, Kur- oder Heilpflanzen.

6.4.1 Geschichte des Grünlandes

Ob es Wiesen gibt, wieviele es davon gibt, wie sie genutzt werden und in welchem Zustand sie sind, hängt zusammen mit der Wirtschaftsweise der Bauern und Bäuerinnen und mit den ökonomischen Verhältnissen, in die sie eingebunden sind.

Die natürliche Vegetation der gemäßigten Klimastufe war und ist im großen und ganzen Laubwald in den Niederungen und Nadelwald in den höheren Lagen. Nur auf extrem trockenen, extrem nährstoffarmen, seichtgründigen, nassen oder frisch gestörten Standorten konnten Gräser und Kräuter längere Zeit die Vorherrschaft behalten.

Unter besseren Standortbedingungen gab es Gras nur dort, wo umgestürzte Bäume kurzfristig Licht auf die Erde ließen. Wo in der Folge das Wild oder Weidetiere die Bäume stark verbissen hatten, konnte sich eine parkähnliche Waldweidelandschaft entwickeln. Bis ins 19. Jahrhundert gab es, außer an Gewässern, nur wenig ertragreiches Dauergrünland. Als Weide dienten neben den Wiesen der Wald und später der Brachacker im Rahmen der Dreifelderwirtschaft. Auch das Nachbeweiden der Stoppeläcker nach der Getreideernte und das Beweiden des jungen Getreides bis zum Bestandschluss war üblich. Die Weidetiere hielten das Unkraut im Zaum, sorgten für zusätzlichen Austrieb der Getreidepflanzen und traten Mauslöcher zu. Das Winterfutter stammte genauso wie die Einstreu zu einem großen Teil von den Bäumen. Deshalb heißen die Scheunen und Dachböden in manchen Gebieten Deutschlands auch heute noch Lauben (Briemle 1993, 14). Der Nährstofftransfer von Wald und Weide auf die Äcker war notwendig, weil es noch keinen Kunstdünger gab und der Massentzug durch die Ernte ersetzt werden musste. Mit der Entwicklung der Glas- Salz- und Eisenhüttenindustrie und des Bergbaus wurde das Interesse der Grundherren am Holz der Wälder größer, und sie schränkten die LandbewohnerInnen in ihrer Nutzung des Waldes für Holz, Streu, Futter und Weide ein. In der Folge wurde das Grünland immer wichtiger für Vieh und Ackerfruchtbarkeit.

Haustiere waren nicht nur als Ernährungsgrundlage für Boden und Menschen wichtig, sondern vor allem als Zugtiere für die Bearbeitung der Äcker und als Transportmittel für Lasten. In den Zeiten der Naturalwirtschaft war auch die Selbstversorgung mit Wolle wichtig. Da die Tiere zum Wirtschaften nötig waren, wurden sie auch in den für Ackerbau gut geeigneten Gegenden gehalten. Und weil auch Leute in den Bergen Kohlenhydrate essen müssen, wurde auch in den dafür schlecht geeigneten Gegenden Getreide angebaut. Gebiete, in denen kein Ackerbau betrieben werden konnte, konnten nicht dauerhaft besiedelt werden.

Die Industrialisierung brachte einige entscheidende Veränderungen:

- Die BäuerInnen wurden durch die Grundablöse in die Geldwirtschaft integriert. „In Rudersdorf erfolgte die Grundablöse mit der Grundzuweisung erst 1863. ... Es kam sukzessive zum Wegfall des Flurzwanges und zur Einführung der verbesserten Dreifelderwirtschaft (mit Klee gras statt Schwarzbrache⁴), ... Die Bauern mussten sich stärker am Markt orientieren, um Geld zu erwirtschaften, das sie zur Abzahlung ihrer Ablöseverträge benötigten. Eine Konsequenz daraus war die Umstellung von Schafhaltung auf die intensivere Rinder- und Schweinehaltung, die höhere Erlöse brachte. Die Schafzucht im Südburgenland wurde aufgegeben. ... Die vorher gemeinsam genutzten Hutweiden gingen in den einzelnen Besitz der Bauern über. ... Außerdem waren die Grundstücke, die den Bauern zugewiesen wurden, teilweise zu klein und zu einem großen Teil waren sie von minderer Qualität“ (AutorInnenkollektiv 1993, 65).
- In den Ackerbaugebieten konnten Tiere, und damit auch das Grünland, durch externe Betriebsmittel ersetzt werden.
- Kunstdünger ersetzte den tierischen Mist.
- Die Mechanisierung der Feldarbeit machte im topographisch und klimatisch begünstigten Flachland die tierische Arbeitskraft und auch viele menschliche Arbeitskräfte entbehrlich, zumal die Energie aus fossilen Brennstoffen vergleichsweise billig war.
- Transporte über weite Strecken gingen nun schneller und wurden erschwinglich. Elektrische Kühlung ermöglichte den Transport von Frischmilch.

In den grünlandprädestinierten Hügelgebieten war die Mechanisierung der Landwirtschaft schwieriger.

- Der Getreideanbau war, vor allem in höheren Lagen, eine mühselige und unsichere Angelegenheit. Es gab häufig Ernteauffälle (Girtler 1996, 229), denen durch unterschiedliche Kulturen und Variantenreichtum der einzelnen Sorten vorgebeugt werden musste.
- Die Ackerterrassen, die die Bewirtschaftung mit Zugtieren erst ermöglichten und Erosion verhinderten, standen einer Bewirtschaftung mit den modernen großen und schweren Maschinen im Wege.
- Dazu kam, dass die Verarbeitungsinfrastruktur (z.B. Mühlen) nicht mehr instandgehalten oder modernisiert werden konnte, weil die Auslastung nicht mehr gewährlei-

⁴ Bei der Schwarzbrache wurde ein Feld während einer Vegetationsperiode nicht bebaut, und, um das Unkraut am Aussamen zu hindern, und damit das Feld bearbeitbar blieb, mehrmals umgepflügt. Sowohl Schwarzbrache als auch Kleesaaten wurden beweidet.

stet war, zumal schon viele Bauernhöfe den Getreidebau aufgegeben hatten. Ohne Mühle kann aus dem Getreide kein Mehl gemacht werden und ein Großteil der Wertschöpfung wandert ab.

Die AkteurInnen der Agrarpolitik taten und tun über die Agrarberatung, Lehre an Universität und Schulen, Förder- und Zwangsmaßnahmen ihr übriges, um die Funktionalisierung und Spezialisierung der Landwirtschaft voranzutreiben.⁵ Dem Credo der Zeit entsprechend, sollte es reine Grünlandgebiete dort geben, wo Ackerbau ‚nicht rentabel‘ war, und reine Ackerbaugebiete in den ‚Kornkammern‘, wo jede unbebaute Fläche verschwendet wäre. Kunstdünger und gekauftes Futter machen eine Wirtschaftsform ohne ‚Nährstoffumlage‘ möglich, allerdings nur bei hohem Kapitaleinsatz und Ressourcenverbrauch. Beides zwingt nach einmal erfolgter Intensivierung zum Weiterwirtschaften auf industriellem Niveau oder zum Aufgeben der Landwirtschaft (Kurz 1998, 75).

„Das Überleben lokaler bäuerlicher Kultur und Ökonomie (in Liebenau im Mühlviertel AdV) bis zum heutigen Tag ist vor allem in den verhältnismäßig geringen administrativen Eingriffen begründet. ... Die Intensivierungen führen (hingegen) in eine Sackgasse, in der Kosten für außerbetriebliche Mittel ständig steigen und in der letztendlich trotzdem die naturbürtige Basis differenzierend gegenüber ‚reicheren‘ Gegenden wirkt“ (Kurz 1998, 74f).

Als Planungsinstrument für die Umsetzung der Funktionalisierung der Landschaft dient die Flurbereinigung, wobei die Neuordnung der Besitzstrukturen in der Flur oft mit einer massiven Geländemelioration einhergeht. Ziel der Flurbereinigung ist eine maschinell einfacher zu bearbeitende Landschaft, in der auf großer Fläche viel von dem selben Produkt mit wenig Arbeitszeiteinsatz für den überregionalen Markt erzeugt werden kann – und wegen des finanziellen Zugzwanges auch muss. Diese der Agrarindustrie angepasste Landschaft wird durch Drainagierungen, Geländeumformungen mittels Sprengungen und Bagger u.ä. erzeugt. Meistens werden dabei die in Jahrhunderten mühsamer Arbeit entstandenen alten Ackerterrassen und Lesesteinhaufen wieder auseinander geschoben. Kleine Ackerparzellen werden zu größeren Feldern zusammengefasst, dazwischen stehende Hecken und Raine dem Erdboden gleichgemacht.

⁵ Folgendes Zitat ist ein Beispiel dafür, wie die Funktionalisierung der Landwirtschaft universitär begleitet wird: „Eine Begleiterscheinung des agrarstrukturellen und agrarsozialen Wandels ist eine bereits seit Jahrzehnten manifeste und fortschreitende regionale Spezialisierung der Agrarproduktion, die neben der möglichst rationellen Nutzung des Produktionspotentials auch zu einer regionalen Intensivierung der Landwirtschaft mit gebietsweise sehr hoher Flächenproduktivität beitrug. Da diese Entwicklung, vor allem im Alpenvorland und im nordöstlichen Flach- und Hügelland, mit betrieblichen Veränderungen, Umstellungen verschiedenster Art, stets aber mit Risikobereitschaft und hohen Investitionen verbunden ist, sollte unsere Aufmerksamkeit vor allem diesen in der Zukunft weiterhin entwicklungsfähigen Betrieben gelten, die leistungsstark und „schlagkräftig“ genug sind, um auf dem Markt zu bestehen, und die daher für die Aufrechterhaltung der inländischen Versorgung unserer Bevölkerung unverzichtbar sind“ (Greif 2001, 1).

Mit der Zerstörung der materiellen Ausstattung wird das flächenbezogene Handwerk seiner Grundlage beraubt. Die Landbewirtschaftung wird beliebig und zufällig. Risiken und Abhängigkeiten von der Außenwirtschaft steigen. Die Flur wird seit den 1950er Jahren ‚ausgeräumt‘ und jetzt zum Teil aus ökologischen oder fördertechnischen Erwägungen wieder ‚eingeräumt‘. Auch die derzeitig geförderte ‚Reökologisierung‘ ist auf die industrielle Landwirtschaft zugeschnitten. Alle diese Umwälzungen führen zu einer Umverteilung des Landes von den kleineren an die größeren LandwirtInnen, die in armen Gegenden selbst von dem reichlichen Land schlecht leben können.

„Bei begrenzten Mechanisierungsmöglichkeiten (ist) im Wachstum limitierend letztlich die verfügbare Arbeitskapazität. So kann der im Vergleich zu naturbütig reicheren Landschaften bestehende Nachteil durch Bewirtschaftungskonzentrationen nicht ausgeglichen werden, sondern schlägt sich im Nettoeinkommen nieder“ (Kurz 1998, 75).

Neben der Funktionstrennung in der Landschaft wird eine Spezialisierung der einzelnen Betriebe über ‚höhere‘ Standards vor allem in der Lagerung und der Veredelung der eigenen Rohstoffe für die Vermarktung erzwungen. Für das Schlachten braucht man einen eigenen Schlachtraum, einen eigenen Zerlegeraum und einen eigenen Kühlraum, für die Milchverarbeitung eine Milchammer, auch das Einkochen von Marmelade für den Markt darf nicht in der Familienküche erfolgen. Die dafür geforderten Investitionen in die Betriebsausstattung sind nach der Erfahrung der BäuerInnen keine einmalige Notwendigkeit, sondern müssen alle paar Jahre erneut getätigt werden, weil Verordnungen wieder verändert bzw. verschärft wurden. Anforderungen, die bei einer Lebensmittelproduktion im industriellen Maßstab Sinn machen, werden hier auch an Kleinstbetriebe gestellt, bei denen die Qualitätssicherung ganz anders funktionieren könnte. Diese Benachteiligung durch Gleichbehandlung ist eine Strategie der betrieblichen Flurbereinigung des Wachsens oder Weichens.

Zwischen den reinen Grünlandgebieten im Gebirge und den reinen Ackerbaugebieten im fruchtbareren und wetterbegünstigten Flachland gibt es aber weite Gebiete, in denen die Funktionalisierung der Landschaft nicht durchgesetzt wurde, sei es aufgrund der Topographie oder der Witterung, die eine kleinräumige Differenzierung begünstigt, aufgrund mangelnden Interesses der KapitalgeberInnen, wegen der Eigensinnigkeit der BäuerInnen, die sich nicht auf einen Wirtschaftszweig alleine verlassen wollen, oder aufgrund der Richtlinien verschiedener Ökolandbauverbände, die nur eine bestimmte Menge an Futterzukauf erlauben und Mineraldünger verbieten. Aber auch in den spezialisierten Betrieben haben VegetationskundlerInnen in Österreich oft festgestellt, dass ein Teil der aus der Produktion genommenen Flächen in Wert gehalten und die Sukzession in Richtung Wald aufgehalten wird, (AutorInnenkollektiv 1992, Autorinnenkollektiv 1993, AutorInnenkollektiv 2000) wenngleich parallel dazu auch Tendenzen zur Verbrachung und junge Aufforstungen festgestellt wurden. Von 1966 bis 1996 ist das

Grünland in Österreich von 2,1 Mio. ha auf 1,5 Mio. ha zurückgegangen (Buchgraber 1997, 127).

6.4.2 Wiesen und Weiden

Grünland wird von den Sammlerinnen zunächst als Wiese angesprochen. Die Abgrenzung zur Weide ist so scharf nicht möglich. Vor allem im oberösterreichischen Alpenvorland werden die Weiden meist auch mindestens einmal gemäht und Wiesen oft nachbeweidet.

„In den (Pflanzen)Gesellschaften zeigt sich der Arbeitseinsatz, der die Produktionsabsicht und die Kenntnis über mögliche Nebennutzungen wiedergibt. Nebenbeiernten, die möglich werden, weil die nachhaltige Produktionsweise die Grundlagen für die Nutzung dieser Gratisnaturproduktivkräfte (Spontanvegetation) schafft, indem sie für deren Fortbestehen bzw. Wiederherstellung sorgt“ (Auerswald 1996, 251).

Bei der Beschreibung der unterschiedlichen Grünländer und ihrer Brauchbarkeit für das Sammeln greife ich auf Arbeiten der Pflanzensoziologie und auch auf das dort verwendete Vokabular zurück. Die Pflanzensoziologie teilt Wiesen und Weiden unter dem Blickwinkel der Bewirtschaftung und der Standortvoraussetzungen ein. Diese Einteilung ist auch für das Sammeln sinnvoll, weshalb ich ihr folgen werde.

6.4.3 Weiden

Die Beweidung wirkt sich anders auf die Pflanzendecke aus als das Mähen, und mit steigendem Weideeinfluss ändert sich auch die Artenzusammensetzung und das Erscheinungsbild einer Wiese. Die Pflanzen, die sich auf einer gut bestoßenen Weide halten können, müssen trittresistent sein. Lückenbesiedler wie Thymian und Gänseblümchen finden gute Bedingungen vor, wo die Tiere den Boden aufgerissen haben und die Vegetation kurz halten. Konkurrenzschwache Arten wie der Frauenmantel und kriechende Pflanzen wie Weißklee und kriechendes Fingerkraut profitieren von der besseren Belichtung, weil die Weidetiere das Gras kurz halten. Quecke und Distel werden durch regelmäßiges Verbeißen zu vermehrtem Austrieb angeregt und bilden Herden. Auf Geilstellen wachsen der Ampfer und die Brennessel, die sonst im gepflegten Grünland nichts verloren haben und vom Vieh gemieden werden. Wiesenbocksbart und Wiesenbärenklau sind hingegen Leckerbissen für die Tiere und können sich auf der Weide meist nicht halten. Im großen und ganzen ist das Erscheinungsbild einer Weide heterogener als das einer Wiese. Pflanzen, die wirksame Fraßhemmungen (Gifte, Dornen, schlechter Geschmack oder hartfaserige Pflanzen) besitzen, breiten sich als Weideunkräuter aus, wenn die Weide nicht gepflegt wird und der Tierbesatz zu gering ist.

Bei Hutweiden, zu denen die Almen gehören, wird, wenn überhaupt, statt des beweideten Landes das bebaute Land eingezäunt. Der Weidegang der Tiere wird von HirtInnen

geregelt. Zäune sind nicht unbedingt und nicht überall notwendig. Die Hutweide passt sehr gut zu Gesellschaftsformen, die auf gemeinsamer Bewirtschaftung des Landes basieren, wie sie in Mitteleuropa bis zur Grundablöse und der darauf folgenden Auflösung des Flurzwangs üblich war. Heute findet diese Art der Beweidung auf eher mageren Standorten und in den Bergen statt. Bis ins 18. Jahrhundert wurden auch Stoppelacker und Brachacker sowie Wegränder beweidet. Die HirtInnen, die die Weide pflegen mussten und darauf zu achten hatten, dass sich das Vieh nicht verirrt oder am angebauten Getreide oder Gemüse vergriff, hatten neben dieser Arbeit auch viel Zeit zum Sammeln.

„Während des Hütens hatten die Viehhirten reichlich Gelegenheit, Heilkräuter zu ernten, entweder für den Eigenbedarf oder für den Verkauf ... Außer dieser Ebene der Heilpflanzennutzung bestand gerade auf den Trockenrasen, den typischen Hutweiden, Gelegenheit, würzende Pflanzen zu werben. Die charakteristischen Kräuter der hessischen grünen Soße sind auf diesen Standorten zu Hause“ (Auerswald 1996, 249).

Auf der Standweide sind die Tiere die Saison über sich selbst überlassen. „Der freie Weidegang der Tiere auf Standweiden verursacht eine selektive Nutzung. Das Vieh wählt das Futter nach der Schmackhaftigkeit aus. ... Durch die Futterselektion werden einige Teile der Weide stark und andere Bereiche weniger gern abgefressen. Die zu Weidebeginn vermiedenen Pflanzen werden älter und verlieren so zusehends an Schmackhaftigkeit und Energiegehalt, da die Verdaulichkeit sinkt. Die überständigen Stellen werden im Zuge der Weidepflege gemäht“ (AutorInnenkollektiv 2000, 47).

Bei fehlender Weidepflege können sich Gehölze ausbreiten, welche die ursprüngliche Vegetation allmählich verdrängen. Auf Trockenrasen können Wacholder, Heckenrose, Weißdorn und Schlehe diese Veränderung einleiten, auf der Perchtoldsdorfer Heide bei Wien lösen Steinweichsel und Föhre an einigen Stellen die Steppenvegetation ab.

Auf der Umtriebsweide wird die Weidefläche in Koppeln aufgeteilt, die nacheinander beweidet werden. Bei einer für die Fläche höheren Viehdichte als auf der Standweide können die Tiere nicht so stark selektieren. Sie fressen die Weide relativ gleichmäßig ab. Meist wird die Umtriebsweide mit einer Mahdnutzung kombiniert, sodass der Arbeitsgang der Weidepflege gleichzeitig Ernte ist.

„Viele Pflanzen, die nachhaltig bewirtschaftete Glatthaferwiesen kennzeichnen, sind als stete Arten beweideter Flächen bekannt (z.B. *Plantago lanceolata*, *Taraxacum officinale*, *Achillea millefolium*, *Cardamine pratensis*, *Bellis perennis* u.a.). Diese nahrhaften Kräuter sind sowohl auf geweideten wie gewiesten Standorten erntbar. Bei den Weiden sind die möglichen Nebenbeiernten für die Küche von der Intensität der Beweidung, also des Viehbesatzes und der Dauer der Weidegänge abhängig. Am besten sind Rosettenkräuter z.B. *Bellis perennis* zu sammeln, während hochwüchsige Kräuter, so-

fern sie vorkommen, wenig Masse bilden. Auf Wiesen können Kräuter der Oberschicht besser geworben werden, wohingegen die kleinwüchsigen Rosettenpflanzen weniger gut zu finden sind“ (Auerswald 1996, 263).

Beim Wandern in den Alpen hält Viola Ausschau nach Frauenmantel, der ihrer Erfahrung nach vor allem auf Weiden wachse (Viola 25.12.2003, 2). Da die Weidevegetation dem Betritt durch das Vieh angepasst ist, dürfen auch die Sammlerinnen zumindest Rinderweiden jederzeit betreten. Viele Wanderwege führen über Weidegatter durch die Weiden hindurch. Ich denke, dass dieses Nebeneinander von SpaziergängerInnen, SammlerInnen und Weidetieren für die BäuerInnen den Vorteil hat, dass Tiere aus Mutterkuhhaltung auf der Weide nicht zu sehr verwildern.

Rosettenpflanzen haben einen sehr tief liegenden Vegetationspunkt, so dass sie von Rindern, die ihre Nahrung mit der Zunge umschlingen, nicht erfasst werden. Andere Wildgemüse in sammelwürdiger Menge findet man auf einer Weide nur in den Regenerationszeiten, in denen sich darauf keine oder wenige Weidetiere (z.B. auf großen Standweiden oder auf Almen) befinden. Menschen und ihre Haustiere haben nämlich in dieser Beziehung einen ähnlichen Geschmack. Pflanzen mit Fraßhemmstoffen treten auf Weiden gehäuft auf und sind zudem größer als die Pflanzen in ihrer Umgebung. Die Heilpflanzen darunter sind auf diese Weise einfach zu sammeln. Aus Sicht der BäuerInnen sind sie Weideunkräuter.

Viola sammelt in Griechenland vor allem auf extensiv als Hutweiden bewirtschafteten Schaf- und Ziegenweiden, wo der Griechische Bergtee und der Salbei von den Tieren gemieden werden und sich ausbreiten (Viola 25.12.2003, 4). Auf Schaf- und Pferdeweiden ist der Zugang meistens eingeschränkter als auf Rinderweiden (wegen des Maschendrahtzaunes). Zudem hinterlassen Schafe eine sehr kurz geschorene Weidenarbe. Die vor den Schafen sicheren aromatischen Kräuter können sich dagegen konkurrenzlos ausbreiten.

6.4.4 Wiesen

Im Grünland können die Standortbedingungen und die Pflege zu sehr unterschiedlicher Vegetation führen. Ich reihe die Wiesen, der vegetationskundlichen Einteilung folgend, nach der Intensität der Bewirtschaftung. Eine extensive Bewirtschaftung, bei der dem Nährstoffentzug keine oder wenig Nährstoffzufuhr entgegengesetzt wird, ist dabei nicht zu verwechseln mit dem Brachfallen, wo kein Nährstoffentzug mehr stattfindet, und der Boden aus der Luft eutrophiert wird. Intensive Bewirtschaftung meint sowohl hohen Arbeitseinsatz als auch intensive Düngung.

Basische Trocken- und Halbtrockenrasen

Jasmin meint, der Südhang ihres Hofes sei für die Heilkräuterernte am besten geeignet, weil dort der Boden karger sei (Jasmin 22.1.2004, 2).

Ein großer Teil heutiger und früherer Hutweiden gehört zu den Trocken- und Halbtrockenrasen oder Magerrasen. Der ständige Nährstoffentzug hat zu sehr standortabhängigen Vegetationsgesellschaften geführt. Durch Beweidung oder einmal jährliches Mähen werden die Bestände stabilisiert bzw. sind sie entstanden. Vor der Erfindung des Kunstdüngers, und bevor die großzügige Zufütterung von importiertem Futter durch billige Transporte rentabel wurde, waren diese mageren trockenen und basischen Trespenwiesen und die ebenfalls sehr nährstoffarmen sauren und feuchten Borstgrasrasen das häufigste Grünland. Sie wurden ausgehagert, weil ihre Nährstoffe auf den Äckern gebraucht wurden. Und aus dem selben Grund wurden sie kaum gedüngt.

Auf den Trockenrasen müssen sich die Pflanzen gegen extreme Witterungsbedingungen wie Frost, Sonnenstrahlung und Trockenheit schützen. Sie machen das unter anderem durch die Einlagerung von ‚Frostschutzmitteln‘ wie Zucker, Salze und andere sekundäre Pflanzeninhaltsstoffe. Mineralstoffe sind in Trockenrasenböden meistens in großer Menge vorhanden, weil sie durch die Verdunstung des Grundwassers über die Kapillaren nach oben gezogen werden. Die Pflanzen müssen diesem Salzüberschuss im Boden in ihrem eigenen Wasserkreislauf ebenfalls Salze entgegensetzen, da die Osmose sie sonst austrocknen würde. Da die Pflanzen es schwer haben, sich unter diesen widrigen Umständen zu regenerieren, besitzen sie meistens Mechanismen, um Fraßschäden abzuwehren. Das können Kieselsäureeinlagerungen, ätherische Öle oder Gifte sein.

Die meisten Pflanzen der meistens auch sehr artenreichen (70-80 Arten) Festuco-Brometea können daher als Tee oder Gewürz verwendet werden. Große Mengen dieser Kräuter sind weder für Menschen noch für Tiere genießbar. Die Kräuter sind eher kleinwüchsig, zum Teil in Polstern oder Horsten wachsend. Fast alle sind mehrjährige Stauden. Meistens sind es Blätter und Blüten, die die gesamte Vegetationsperiode über gesammelt werden können. Vor der Mahd ist das Sammeln allerdings aussichtsreicher als danach. Meistens ist es kein Problem, wenn man in die Bestände hineingeht. Sowohl der Boden als auch die Vegetation sind relativ trittfest.

Sammelpflanzen, die vor allem in trockenen Magerrasen (Wiesen und Weiden) zu finden sind, sind Thymian (*Thymus pulegioides*), Wundklee (*Anthyllis vulneraria*), Kleiner Wiesenknopf (*Sanguisorba minor*), Dost (*Origanum vulgare*), Blutwurz (*Potentilla erecta*), Bibernelle (*Pimpinella saxifraga*), Echte Schlüsselblume (*Primula veris*), Kaiserknopf (*Knautia arvensis*), Tausendguldenkraut (*Centaurea erythraea*), Feldmannstreu (*Eryngium campestre*), Gamander (*Teucrium chamaedrys*), Odermennig (*Agrimonia eupatoria*), Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), Wacholder (*Juniperus*

communis), Hornklee (*Lotus corniculata*), Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*), Heilziest (*Betonica officinalis*), Quendel (*Thymus serpyllum*), Veilchen (*Viola odorata*), Erdbeere (*Fragaria viridis*).

Saure Magerrasen (Borstgrasrasen)

Die Sammlerinnen, die ich interviewt habe, haben als Pflanze, die sie hauptsächlich auf sauren Magerrasen (vor allem in Nadelwäldern oder auf dem sauer verwitternden Granit, oder im Gebirge, wo die lange Schneebedeckung reduzierende=versauernde Bedingungen im Boden schafft) sammeln, nur die Heidelbeere genannt. Da sie dort wenig Konkurrenz hat, bildet sie eine eigene Zwerggehölzschicht, die sich gut abkämmen lässt. Im Mühlviertel wächst an den sauren Wegböschungen für die BäuerInnen gut erreichbar die Preiselbeere (Kurz 1998, 28).

Die ebenfalls auf sauren, trockenen Magerrasen wachsende *Arnica montana* sammeln die Frauen nicht, oder nur ganz wenig, weil sie erstens selten zu finden ist, und weil sie zweitens unter Naturschutz steht. Viola sagt, sie würde gerne Arnica nehmen, aber sie habe es noch nie gemacht. Sie erzählt von einer Bäuerin, die alle Pflanzenarten sammeln würde. Sie betont, dass die Bäuerinnen das Sammeln richtig machen würden, dass sie so sammeln würden, dass die Regeneration der Pflanzen gewährleistet ist. Viola sagt, dass auch sie niemals alle Pflanzen eines Standortes abschneiden würde (Viola 25.12.2003, 2). „Kunstdünger und Grundzusammenlegungen haben die Arnikabiotope dezimiert. Arnika ist im Innviertel nur mehr auf kalkarmen Holzböden im Sauwald zwischen St. Roman und Kopfing zu finden“ (Lang 1987, 11). Ein Arnikastandort sind ungedüngte Felldraine auf saurem Ausgangsgestein, die durch die heutigen Bewirtschaftungsformen selten geworden sind. Durch die Verknappung der Sammelorte wird die Möglichkeit, Arnika zu sammeln, so stark eingeschränkt, dass die Sammlerinnen, die ich befragt habe und die die Pflanze genannt haben, selber nicht mehr Arnika sammeln.

Margarita ersetzt die Arnikatinktur bei Verletzungen auf Anregung ihrer Tochter durch Lavendelöl. Sie sagt, sie habe von dieser gelernt, dass Lavendelöl auch helfe, aber nicht so brenne (Margarita 28.10.2003, 1). Das Wissen um die Anwendung der Pflanze ist noch weit verbreitet. Bei Gelenkschmerzen verwendet Margarita die Arnikatinktur nach wie vor, und sie hat erzählt, dass es sie gefreut hat, dass eine Mitreisende bei ihrem letzten Urlaub diese Verwendung noch gekannt habe (Margarita 28.10.2003, 1f). In den Diplomarbeiten des Pharmakognosieinstituts zum Thema Volksmedizin wird die Arnika ausnahmslos erwähnt (Schörklhuber 1993, 25-28). Oft aber wird die gesammelte Pflanze und die selbstgemachte Tinktur durch die gekaufte Tinktur ersetzt.

Durch die intensive Beweidung hagerer Alpflächen in der Schweiz, die offene Stellen in der Weidenarbe erzeugte, konnte Michael Machatschek Erfolge bei der Wiederbesiedlung dieser Weiden mit Arnika beobachten (Machatschek 1999, 25). Diese Art von Be-

weidung, die den Boden aushagert, ist für BäuerInnen nur sinnvoll, wenn es nicht anders geht. Das Vieh kann nicht an Gewicht zulegen, die Weidequalität wird auf einem für die Tiere schlechten Zustand stabilisiert. So etwas machen BäuerInnen nur in Notzeiten oder auf den Weidetriften, den Wegen zur Weide. Arnika selbst ist für die Tiere giftig und wird deshalb gemieden.

Saure Magerwiesen waren in der mineraldüngerlosen Zeit häufig. Sie stocken entweder auf sauer verwitterndem Gestein oder in hohen Lagen, wo die basischen Mineralsalze ausgewaschen werden. Heute befinden sie sich meist an den Rändern der Wirtschaftsfelder, die geschnitten, aber nicht gedüngt werden, oder auf Almen in höheren Lagen. Die feuchten Borstgrasrasen sind aufgrund ihrer extremen Standortbedingungen eher artenarm. Nur wenige für SammlerInnen begehrliche Pflanzen sind dort zu finden.

Magerrasen sind im Wiener Raum in der „*pannonischen, steppigen Landschaft*“ (Melissa 25.11.2003, 1) auf der Perchtoldsdorfer Heide, im Lainzer Tiergarten und an den Donaukanal-Hochwasserschutzböschungen zu finden. Ein großer Teil davon wird nur mehr aus Landschaftspflegegründen gemäht, oder um Straßen- und Wegböschungen von Gehölzen freizuhalten. Nicht immer wird das Mähgut abtransportiert – wozu auch, wenn es nicht gebraucht wird, sondern entsorgt werden muss? Durch die liegende Streuschicht verändern sich langsam die Bodenbedingungen und der Pflanzenbestand.

Ein Blick in das BLV-Bestimmungsbuch von Schauer und Caspari zeigt, dass ein großer Teil der Blütenpflanzen der Trocken- und Magerrasen gefährdet ist (Schauer/ Caspari 1996, 130-200). Das liegt nicht daran, dass sie im Übermaß gepflückt werden, sondern daran, dass die Bewirtschaftungsformen, die Magerrasen zur Folge haben, für die BäuerInnen ökonomisch nicht mehr sinnvoll sind, wenn Kunstdünger und Futtermittel aus der dritten Welt billiger zu haben sind als die Arbeitskräfte, die nötig wären für das Beweiden der Flächen (ohne Zufüttern), für die Heuwerbung eines eher schlechten Heus auf diesen meistens auch topografisch schwierigen Wiesen und Weiden der sauren Borstgrasrasen oder für die Ernte des zwar hochwertigeren, aber in geringer Menge anfallenden Heus der basischen Trespenwiesen (Klapp 1936, 88).

Wirtschaftsgrünland (Molinio-Arrhenatheretea)

Thea erzählt, im Süden von Wien gebe es Wiesen, die ganz spät gemäht werden, und auf denen sie deshalb blühendes Mädesüß und Labkraut finde. Sie spezifiziert, dass sie am liebsten auf Wiesen sammelt, die einmal im Jahr gemäht werden, wo es nicht aufzufallen, wenn ein paar Pflanzen weg seien. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang auch „*Linden mit Ästen bis zum Boden, Dirndl und Weißdorn*“ (Thea 3.12.2003, 3), also Bäume und Sträucher der Hecken oder Überbleibsel einer alten Weidenutzung. Ich halte es auch für möglich, dass die Wiesen, von denen Thea erzählt, nur mehr aus Land-

schaftspflegegründen gemäht werden, entweder, um den WienerInnen eine passable Ausflugslandschaft bieten zu können, oder um die Flächen, die zwar im Moment nicht gebraucht werden, nicht völlig verkommen zu lassen.

Jasmin erzählt, dass, nachdem sie die Schafe hergegeben hatten, sehr viele unterschiedliche Kräuter in ihrem Obstgarten wieder gekommen seien, die vorher nicht dort gewachsen seien. Sie sagt, sie würden den Obstgarten nur einmal im Jahr mähen (Jasmin 22.1.2004, 2).

Mäßig nährstoffversorgte ein- bis zweischürige Wiesen sind für die Hausapotheke sehr interessant. Die meisten Obstwiesen fallen in diese Kategorie, wenn sie nicht brachgefallen sind.

Von den Magerrasen zu den Fettwiesen gibt es alle Übergänge. Feuchtigkeit und Stickstoffangebot können sich hier zum Teil gegenseitig kompensieren. Im Wirtschaftsgrünland gibt es standortabhängig die unterschiedlichsten Pflanzengesellschaften. Die bestandsbildenden Kräuterarten darunter sind Grundnahrungsmittel für das Vieh und fast immer auch für Menschen genießbar. Je höher die Nährstoffversorgung durch Düngung, desto weniger wirken sich die anderen Standortfaktoren wie Bodenfeuchte, pH-Wert des Bodens, Wasserversorgung (in einem gewissen Rahmen), auf den Pflanzenbestand aus. Die feuchten Extremstandorte unter den Wirtschaftswiesen sind relativ artenarm. Zu ihnen zählen die Pfeifengraswiesen, deren Heu nur als Streu oder für Pferde verwendet werden kann. Mit steigendem Nährstoffniveau steigt auch die Anzahl der essbaren und der heilenden Arten, bis in der Glatthaferwiese das Optimum erreicht wird. Steigt allerdings die Nährstoffversorgung noch weiter, sinkt die Artenzahl wieder, bis im herbizidbehandelten Vielschnittgrasland der Tiefpunkt erreicht wird.

Glatthaferwiesen sind die optimalen, nachhaltig bewirtschaftbaren Wirtschaftswiesen. Auf ihnen wächst wegen des dreischichtigen Aufbaus ein hochwertiges Heu in großer Menge. Auf den Wiesen wachsen viele unterschiedliche Kräuter, die das Vieh gesund erhalten. Die Lebensform der in den Bilderbuchwiesen zu findenden Kräuter ist fast immer staudisch. Nur wenige Arten sind zweijährig. Einjährige Pflanzen fehlen weitgehend (Auerswald 1996, 256). Viele der bestandsbildenden Arten sind auf den 1-2maligen Schnitt angewiesen. Wird seltener gemäht, fällt zu wenig Licht auf den Boden oder es entwickelt sich eine Streuschicht, die Jungpflanzen am Durchbrechen hindert. Wird häufiger oder zu früh gemäht, können die meisten Stauden nicht genügend Speicherstoffe und die zweijährigen keine Samen bilden. Es gibt in Glatthaferwiesen nur wenige Giftpflanzen. Eine Übersicht der wichtigsten bestandsbildenden Kräuter in Glatthaferwiesen (Auerswald 1996, 256) zeigt, dass von den 90 häufigsten Wiesenkräutern zumindest 67 ungiftige, mehr oder weniger schmackhafte Heil- oder Nah-

rungpflanzen sind. Nur vier (getrocknet ungiftige) Hahnenfußarten, das Jakobsgriskraut und die Herbstzeitlose sind ausgesprochene Giftpflanzen.

Ab den 1920er Jahren wurde mit mäßigen Mineraldüngergaben und standortbezogenen Geländemeliorationen die Grünlandwirtschaft ertragreicher gemacht (Lührs 1994). Feuchtwiesen wurden durch Drainagierung in Glatthaferwiesen umgewandelt. Trockenwiesen wurden mit Industrieabwässern oder mit Flusswasser, das solche enthielt, berieselt. Borstgrasrasen und Trockenrasen wurden aufgedüngt. Schwierig zu bewirtschaftende Äcker wurden in Wiesen verwandelt und haben sich bei guter handwerklicher Bewirtschaftung zu Glatthaferwiesen entwickelt. Die Glatthaferwiesen erreichten ihren zeitlichen Verbreitungsschwerpunkt (Auerswald 1996, 289). Erst durch die weitere Intensivierung von Kapitaleinsatz in Form von schwereren und größeren Maschinen, verstärktem Düngemitelesatz und vermehrter Silagewirtschaft seit den 1950er Jahren entstand das investitions- und arbeitsintensive sowie instabile Queckengrasland, das zwar hohe Erträge abwirft, aber eine schlechte Qualität, die die Tiere krank macht und deren Fruchtbarkeit herabsetzt (Ledermann 1995, 57).

„Im Unterschied zu den Extremstandorten mit geringer Arten- und hoher Individuenzahl kann hier eine Lese der Spontanvegetation nicht auf eine oder wenige Arten konzentriert aus dem Vollen greifen, weil bei hoher Artenzahl die Individuenzahl gering ist und zudem, namentlich beim Grünland, verschiedene Wuchshöhen bestehen. Man muss erst zwischen den Pflanzen hindurchgreifen, wenn man es auf eine bestimmte Art abgesehen hat. Aber in diesem Fall stößt man auf eine große Anzahl essbarer Pflanzen, ... Um satt zu werden, muss man im Prinzip nur – beinahe wie die Kühe – aufpassen, bestimmte Kräuter ohne die mühelos zu unterscheidenden Gräser aufzulesen“ (Bellin 2000, 179).

Weil in diesen Wiesen kaum Giftpflanzen wachsen, ist es möglich, die in Bezug auf die Artenkenntnis sehr anspruchsvolle Ernte von Blattrosetten für den Wiesenspinat und die Frühlingskräutersuppen den Kindern zu überlassen, wie es Margarita und Iris erzählen (Margarita 28.10.2003, 2).

Der Haken an Glatthaferwiesen als Sammelorte ist, dass sie, wenn das Gras hoch steht, nicht betreten werden sollen, da das den Ertrag für die BäuerInnen senkt. Glatthaferwiesen sind daher als Sammelorte nur im Frühling, solange sich das Gras wieder aufstellt, und nach dem Schnitt, sowie im Herbst flächig betretbar. In der übrigen Zeit muss man sich beim Sammeln von Fettwiesenpflanzen auf die Ränder beschränken.

Das Sammeln von Wiesenspinat lässt sich mit diesen Sammelregeln allerdings gut vereinbaren, weil junge und zarte Pflanzen bevorzugt werden, die noch nicht so viele Bitterstoffe enthalten. Diese findet man im Frühling, bevor die Obergräser die Wiese dominieren. Auch die gute Nährstoff- und Wasserversorgung im Frühjahr führt zu milde-

ren Pflanzen, die ihre Energie in Wachstum stecken statt in Fraßhemmstoffe. Nach der Mahd gibt es noch einmal Gelegenheit, sich mit Wiesenspinaten zu versorgen. Werden Glatthaferwiesen stärker gedüngt und öfter gemäht, sinkt die Artenzahl, und der Nitratgehalt in den Pflanzen steigt. Nach und nach werden die zarteren Kräuter und die langsamwüchsigen Arten verdrängt. Übrig bleiben die vielschnittverträglichen und Wurzel ausläufer bildenden Arten und die Lückenbesiedler des Queckengraslandes.

Veronica erzählt, sie wisse in ihrer Umgebung, wo nicht gedüngt wurde, weil sie wisse, wem welches Feld gehöre und wie die Leute mit ihrem Land umgehen. Doch auch an den Pflanzen könne sie das erkennen (Veronica 12.1.2004, 4). Ein differenziertes Wissen über die Bewirtschaftung und ihre Folgen hilft ihr, zu entscheiden, von welchen Wiesen sie sich Kräuter holt. Die Art der Düngung ist aber nicht immer am Bestand zu erkennen. Herbizidspritzungen erkennt man erst nach ein paar Tagen an den gelben Blättern der betroffenen Pflanzen. Die auffällige Artenarmut folgt erst nach längerer Herbizidanwendung. Veronica verlässt sich nicht auf ihre Kenntnis der Vegetation alleine. Sie kennt auch die Besitzverhältnisse in ihrer Umgebung.

Sind die Sammlerinnen unsicher, wie eine Wiese bewirtschaftet wird, entscheiden sie sich, vor allem wenn es viele stickstoffliebende Pflanzen gibt, oft dagegen, dort zu sammeln. Diese Unsicherheit ist bei den Frauen in der Stadt größer, da es für sie schwieriger ist, etwas über Bewirtschaftungs- und Besitzverhältnisse an landwirtschaftlichem Grund zu erfahren.

Queckengrasland (Poo-Rumicetum)

Melissa sagt, sie nehme Brennesseln lieber aus dem Garten, weil sie andernorts nicht wisse, welche Nitratquellen sie sich erschlossen haben (Melissa 25.11.2003, 3). Erica misstraut einer ganz von Löwenzahn übersäten Wiese. Dort sammelt sie eher nicht, auch wenn die Menge an Blüten das Sammeln erleichtern würde. Sie vermutet, dass hier zu viel Gülle oder ein anderer Stickstoffdünger gegeben worden ist (Erica 10.12.2003, 3). In überdüngten Wiesen ist der Gehalt potentieller Heilpflanzen an sekundären Inhaltsstoffen meist gering und die Nitratgehalte hoch. Die Qualität der Pflanzen ist durch hohe Stickstoffgaben und die nicht immer erkennbaren Herbizideinsätze stark beeinträchtigt. Die Sammlerinnen setzen hier ihre Kenntnisse der Vegetation ein, um die Bewirtschaftung einzuschätzen.

Intensive Wiesen erscheinen meist dunkelgrün oder blaugrün, was auf den hohen Stickstoffgehalt zurückzuführen ist. Blühende Verdichtungszeiger wie der Kriechende Hahnenfuß oder Lückenbesiedler wie Löwenzahn und Sauerampfer sind Folge der häufigen Arbeitsgänge mit schweren Maschinen. Üblicherweise gibt es keine Streuschicht und keine alten Gräserhorste, was das Queckengrasland von gut stickstoffversorgten Brachen unterscheidet.

Hülbusch findet in einem Vergleich der von Siegfried Krauss zusammengestellten Tabelle der Grünlandgesellschaften (Krauss 1985) mit dem ‚Lehrbuch der Biologischen Heilmittel‘ (Madaus 1938) 28 Wiesenarten, die in Glatthaferwiesen häufig sind. Davon fallen 24 im Queckengrasland weitgehend aus, von denen die meisten in der Frauenheilkunde verwendet werden (Hülbusch 1986, 69).

Birgit Auerswald untersucht dieselbe Tabelle auf das Vorkommen von Wildgemüse. „Mit ... zunehmender Intensität der Bewirtschaftung geht insbesondere die Zahl der Grünlandkräuter im Poo-Rumicetum drastisch zurück. Die verbleibenden Arten haben häufig geringere Stetigkeiten aufzuweisen als im Arrhenatheretum. Neben den niedrigeren absoluten Artenzahlen haben die Grasländer auffällig weniger essbare Kräuter im Artenspektrum zu bieten als Glatthaferwiesen. Sie schwanken hier zwischen 22 und 9, wobei auf höchstem Trophieniveau die wenigsten Arten enthalten sind“ (Auerswald 1996, 288).

„(Es) ist ein Verlust von würzenden und heilenden Kräutern zu verzeichnen, der mit jeder Etappe (der Intensivierung von der Glatthaferwiese bis zum Queckengrasland AdV.) wächst, um in der Herbizid-Ausbildung praktisch überhaupt kein Kraut mehr übrig zu lassen“ (Ledermann 1995, 57).

Im Queckengrasland findet man Arten, die für gewöhnlich in periodisch überschwemmten Gebieten wachsen. Deshalb heißen diese Wiesen auch Flutrasengesellschaften. Erst seit den 1970er Jahren werden sie auch für trockenere Standorte beschrieben. Durch übermäßige Düngung und zu häufigen Schnitt (4 mal und mehr) entsteht eine artenarme Pflanzengesellschaft, in der Wurzelunkräuter dominieren. Die meisten Kräuter können sich nicht regenerieren oder können keine Samen ausbilden. Dieses Futter, das entweder frisch oder siliert an die Tiere verfüttert wird, schadet ihnen wegen der Einseitigkeit eher als es ihnen nützt. Die Quecke, in großer Menge genossen, vermindert ebenso wie die Brennessel, die auch die Periode bei Frauen verstärkt, die Fruchtbarkeit der Tiere. Heil- und Gewürzpflanzen, für Tiere genauso wie für Menschen wichtiger Teil des Speisezettels, fallen den extremen Bedingungen zum Opfer.

Die Bewirtschaftung des Intensivgrünlandes erfordert viel Zeit und viel Kapital. Diese Art von Grünland wird zum Teil sogar mit Herbiziden (gegen Ampfer und Quecke) behandelt. Aufgrund der Bestandsentwicklung hin zu schädlichen Pflanzen muss alle paar Jahre umgebrochen werden. Das Queckengrasland ist daher eigentlich schon eher ein Acker als eine Wiese. Der verlockend hohe Futterertrag ist nicht stabilisierbar und kann die vielen Nachteile nicht mehr wettmachen. Die wenigen Kräuter des Graslandes bilden mitunter zum Sammeln verlockende Dominanzen oder gar Reinbestände aus, sind aber durch zu hohe Nitratgehalte und Herbizidgehalte nicht zum Verzehr zu empfehlen.

6.5 Äcker

Das Wort Acker leitet sich wahrscheinlich aus dem indogermanischen Agros ab. Dieses bedeutet: „der Ort, an dem gesammelt/geerntet wird“ (Kluge 1995, 13). Während auf Wiesen und Weiden die Sammlerinnen oft dasselbe ernten wie die BäuerInnen und deren Tiere, und nur die Giftpflanzenernte zugleich das Ziel einer Unkrautdezimierung verfolgt, ist auf Äckern die Spontanvegetation unerwünschte Konkurrenz zur angebauten Frucht, die mit verschiedenen Mitteln in Schach gehalten wird.

Jasmin sagt, sie sammle nicht auf einem Feld, wo sie vermute, dass gespritzt wird (Jasmin 22.1.2004, 2). Melissa sagt, sie sammle überhaupt selten auf landwirtschaftlich genutzten Flächen. Besonders in der Nähe von Weingärten sammle sie nicht, weil der Wein am schlimmsten gespritzt werde. Sie sammle auch in der Nähe von Feldern nicht gerne, weil es über Wind und Wasser Einträge von Agrarchemikalien geben kann. Unter Umständen gehe sie Kompromisse ein und sammle von einem Feldrand (Melissa 25.11.2003, 3). Auch Thea sagt, sie könne in der Nähe von Maisfeldern Unterschiede an der Vegetation erkennen, die vom Spritzmitteleinsatz herrühren. Dort sammle sie nicht (Thea 3.12.2003, 3).

Obwohl Äcker als Sammelorte sehr ergiebig wären, werden sie von den Sammlerinnen gemieden. Im Zweifelsfall entscheiden sich die Sammlerinnen gegen das Sammeln. Nur die Biobäuerinnen sammeln auf Äckern, und zwar auf ihren eigenen.

Jasmin betont, sie hole sich Ackerschachtelhalm und Hirtentäschel von den Feldern, weil sie nur dort in genügender Menge wachsen würden. Sie betont aber, dass sie nur auf ihren eigenen Feldern sammle, weil sie wisse, dass hier nicht gespritzt werde. Schon bevor ihr Mann auf biologische Landwirtschaft umgestellt habe, sei sie in dieser Beziehung vorsichtig gewesen (Jasmin 22.1.2004, 2).

Einige Ackerunkräuter (z.B. Ackerhellerkraut, Senf, Amaranth) besitzen schmackhafte Samen, die man bei Gelegenheit vom Feldrand mitnehmen kann. Diese Gelegenheit haben am ehesten die Leute, die auf dem Acker zu tun haben. Sie wissen, wie er bewirtschaftet wird und ob er sich zum Sammeln eignet. Sie sind es auch, für die das Sammeln auf dem Acker keinen Umweg bedeutet, und die deshalb diese Gratisernte von Blättern, Blüten und Samen am ehesten betreiben und die sich am ehesten berechtigt fühlen, den Acker zu diesem Zweck zu betreten. Heute sind das ganz wenige Leute, da gerade der Ackerbau stark mechanisiert worden ist.

Auch Silene betont, nur auf den eigenen Äckern zu sammeln. Sie meint, in ihrer Umgebung gebe es sonst keine BäuerInnen, die ihre Äcker so gut behandeln würden wie sie und ihr Mann. Sie meint, auf diesen Äckern und Wiesen sei auch nichts Brauchbares zu finden. Sie sagt, wenn sie doch einmal etwas Ausgefallenes finde, streue sie die Samen vor Ort aus (Silene 26.1.2004, 4). Sie übernimmt damit ein Stück Verantwortung für die

Vielfalt auf Land, das sich nicht in ihrem Besitz befindet. Sie mischt sich durch ihr Tätigsein ein und drückt damit aus, dass die Gemeinheit, zu der sie gehört, ein Mitbestimmungsrecht auf landwirtschaftlich genutztem Land besitzt.

Bis zum 2. Weltkrieg, und in manchen Gegenden noch länger, war fast die gesamte ländliche Bevölkerung in irgendeiner Weise in die Ackerbewirtschaftung eingebunden. Es gab kleinere Wirtschaftseinheiten und größere Bauernfamilien. Auch die Verwandtschaft der BäuerInnen war stärker in die Landbewirtschaftung eingeflochten als heute. TagelöhnerInnen und HäuslerInnen hatten meistens ein paar eigene Reihen Kartoffeln und Kraut auf dem Acker des Bauern, für den sie arbeiten mussten (Weber 1984).

Viele Arten der Spontanvegetation verschwinden durch den Einsatz von Agrarchemikalien von den Feldern. Der Rest wird ungenießbar. Die Felder liefern nur mehr *ein* möglichst industriekonformes Produkt. Nicht nur die Spontanvegetation, auch die Produktion auf den Äckern wird durch die Industrialisierung der Landwirtschaft nivelliert. Weizen, Gerste, Raps und Mais sind die gewünschten Kulturen (Auerswald 1996, 280). Die Mineraldüngung macht es möglich. Wo diese vier nicht gedeihen, wird in der industrialisierten Landwirtschaft Ackerbau durch Grünlandwirtschaft ersetzt.

Die Enteignung kommunaler Anteile am Land führt zu einer weiteren Entfremdung und Entsolidarisierung zwischen jenen, die über Eigentum und Eigenmacht an Land verfügen und damit auch dessen Bewirtschaftung kennen, und jenen, die auf den Zugang zum Land anderer oder zu kommunalem Land angewiesen sind. Ackerflächen, Weingärten und deren Umgebung sind potentiell mit Herbiziden kontaminiert und deshalb als Sammelorte nicht geeignet.

„Die herrschende Wachstumslandwirtschaft hebt neben dem bäuerlichen Wirtschaften und dem Wissen nachhaltiger Wirtschaftsweisen gleichzeitig auch die Möglichkeiten und Kundigkeiten zum praktischen Gebrauch der Vegetation auf. Mit dem Verlust gesellschaftlichen Gebrauchs naturbürtiger Fruchtbarkeit wird die Wählbarkeit hinsichtlich des Gebrauchs entzogen, was einer Enteignung kommunaler Anteile an den Produktionsflächen gleichkommt. Das ist Zerstörung eines Stückes Unabhängigkeit der Leute mit Umwandlung in Abhängigkeit vom Markt“ (Auerswald 1996, 210).

Der Kampf gegen das Unkraut mit Hilfe von Chemikalien ist nach wie vor auch ein Krieg gegen die Nahrung und gegen die Subsistenz: „Die wichtigsten Erfindungen auf dem Gebiete des Pflanzenschutzes sind erst kurz vor oder während des letzten Krieges gemacht worden“ (Hanf 1986, 526). Der Forschungsauftrag hieß: ‚Kriegsführung gegen Nahrung‘. Die Herbizide wurden als Vernichtungsmittel der Hauptnahrungsmittel erforscht. Nach dem 2. Weltkrieg wurden die Herbizide nach dem Verdünnungsprinzip zivil als Pflanzenschutzmittel vermarktet“ (Schneider 1998, 69).

6.5.1 Getreide von Herbst bis Frühjahr

Die Kulturpflanzen des Ackers haben sich unter züchterischen Einflüssen der Menschen im Laufe von Jahrtausenden stark verändert. Die Selektion geht mit jeder Ernte und Saat weiter, weil sich sonst die Kulturpflanzen wieder ihren wilden Vorfahren annähern, vor allem, wenn sich diese in der Nähe befinden. Fast alle der stärkehaltigen Samenfrüchte stammen aus kontinentalen Steppen und Halbwüsten Vorderasiens. Die meisten Ackerunkräuter stammen ebenfalls von dort. Viele von ihnen, wie die Melde- und Senfarten, sind verwilderte Kulturpflanzen. Und viele Kulturpflanzen sind, wie Roggen und Hafer, aus alten Ackerunkräutern hervorgegangen (Hanf 1990).

Für Ackerkulturen wird der Boden alljährlich umgebrochen. Ziel ist eine gesäte Kultur, deren Speicherorgane oder Samen zur gleichen Zeit, am Ende ihres artspezifischen Vegetationszyklus geerntet werden. Die spezifischen Wuchsbedingungen der vegetationsarmen Halbwüstenstandorte, aus denen die Kulturpflanzen stammen, werden alljährlich mit der Bodenbearbeitung reproduziert. Die regelmäßige Zerstörung der Vegetation begünstigt kurzlebige, sommer- oder winterannuelle Pflanzenarten. Dabei haben die Unkräuter vor allem gegenüber dem Sommergetreide Startvorteile, da sich ihre Samen schon in der Erde befinden und zum Teil schon gekeimt haben, wenn das Getreide gesät wird (Hanf 1990).

Bis zur Auflösung der Allmende und des Flurzwangs wurden die Äcker nach der Ernte beweidet, bis wieder gesät wurde. Um Wurzelunkräuter zurückzudrängen, wurde der Fruchtfolge ein Brachefeld eingefügt. Dieses konnte ein paarmal gepflügt werden und hieß daher Schwarzbrache. Vor oder kurz nach der Saat wurde der Acker zur Unkrautbekämpfung gestriegelt. Auch das bereits wachsende Wintergetreide wurde im Frühling beweidet. Tritt und Fraß regten die Bestockung der mittlerweile gut angewachsenen Pflanzen an, so dass aus einem Samenkorn möglichst viele Halme wuchsen. Gleichzeitig wurde das Unkraut von den Weidetieren aufgefressen. Über den Mist aus dem Stall und das Pferchen wurden die Nährstoffe, aber auch Unkrautsamen, aus Wald und Wiese dem Acker zugeführt, damit dessen Fruchtbarkeit erhalten blieb.

Bis die Keimlinge gut angewurzelt waren, und wenn das Getreide höher und dichter wurde, sollte der Acker nicht betreten werden. Im niedrigen Getreide hingegen konnten die Rosetten der winterannualen Unkräuter außer den Tieren auch den Menschen als Zusatzernte dienen.

6.5.2 Getreide im Sommer

Im Sommer kann im Getreide das Unkraut nicht mehr bekämpft werden, ohne die Kultur zu schädigen. Was jetzt noch wächst, kann sich ungehindert entwickeln und zur Blüte kommen. Deshalb können im reifenden Getreide die Blüten einiger Heilpflanzen gesammelt werden. Vor allem in den Randbereichen der Felder, wo der Pflug wendet

und daher das Getreide sowieso nicht besonders üppig wächst, findet man in herbizidfrei bewirtschafteten Äckern Kornblume, Kamille, Schafgarbe und Mohn. Weiter ins Feld hineingehen sollte man zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. In der älteren Sammelliteratur wird das auch ausgesprochen:

„An Feldrainen und Wegrändern kannst du ihn (den Ackerschachtelhalm AdV.) suchen. In den Acker darfst du ja nicht hinein, außer nach dem Schnitt“ (Findeis 1947, 106f).

„In vielen Gegenden heißt das Stiefmütterchen Dreifaltigkeitskraut. Einst stand es in dem Rufe eines ganz besonderen Heilkrautes; dazu duftete es gar lieblich und angenehm und übertraf bei weitem das Veilchen. Seinen Standort hatte es meistens im Korn. Da nun das Volk sehr fleißig das duftende Heilkraut suchte, wurde die Saat dabei arg zertreten. Das that dem Blümchen bald sehr leid, und es bat die Heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Die Bitte ward erfüllt, und zum Andenken an diese bescheidene, demuthsvolle Bitte bekam es den Namen Dreifaltigkeitsblümchen. Seine Heilkräfte aber besitzt es jetzt noch“ (Ulsamer 1903, 264).

6.5.3 Hackfrüchte

Während das Getreide breitwürfig gesät wurde, wurden Hackfrüchte in Reihen gepflanzt. Durch den großen Reihenabstand blieb der Acker zugänglich, bis beim Bestandsschluss die Kulturpflanzen den Acker eindeutig dominierten. Auch heute werden im Ökolandbau die Hackfrüchte und das Hacken in der weiten Reihe zur Unkrautregulierung eingesetzt.

Die im Frühling beim Hacken ausgerissenen Huflattichrhizome, Quecken- und Distelwurzeln konnten gleichzeitig als Wildgemüse dienen. Dabei konnte die Pflege optimal mit der Ernte kombiniert werden. „Wenn du nicht selber ein Stück Land zu bearbeiten hast, aus dem du die Queckenwurzeln ausjäten musst, ... musst du den Landmann beim Ackern aufsuchen, beim ‚Baier reißen‘. Da kannst du vielleicht mithelfen und dir als Arbeitslohn eine Portion Queckenwurzeln mitnehmen“ (Findeis 1947, 81). Auf biologisch bewirtschafteten Äckern wäre es auch heute möglich, die herausgeeggtten Queckenwurzeln einzusammeln, ich habe aber keine Sammlerin gefunden, die das macht.

Häufiges Hacken schwächt die polykormen Unkräuter und ermöglicht gleichzeitig den annualen Unkräutern mehrmals im Jahr zu keimen und zu wachsen. Deshalb bietet der Hackfruchtacker während der ganzen Vegetationsperiode junge Wildgemüsepflanzen. Die gute Nährstoffversorgung macht die Pflanzen zart und die Blätter mastig. Da sie viel Platz haben, sind die einzelnen Pflanzen groß. Die Ernte geht recht schnell. In der bäuerlichen Landwirtschaft war diese Ernte einkalkuliert und zum Teil sogar Bestandteil der Bezahlung der TagelöhnerInnen, die die Felder gehackt haben (Auerswald 1996, 249).

Anders als bei der Wurzeleernte sind bei den Blattunkräutern das Jäten und das Ernten nicht die selbe Tätigkeit. Als Wildgemüse will man möglichst saubere Blätter von bestimmten Pflanzen. Man schneidet oder reißt die Pflanzen daher ab. Das wirft die Unkrautpflanzen in ihrer Entwicklung zurück, aber es reicht nicht, um sie zu vernichten. Beim Hacken werden alle Unkrautpflanzen ohne Selektion aus der Erde gerissen und mit dieser zum Teil verschüttet. Dabei wird gleichzeitig der Boden gelockert. Die Kapillaren werden unterbrochen, was die Verdunstung verringert. Gleichzeitiges Hacken und Ernten würde lange dauern und schmutziges Gemüse bringen. Daher ernte ich auf meinem Selbsterntefeld das Wildgemüse vor oder nach dem Unkrautrupfen auf einem noch nicht gejäteten Stück Feld. Die LandarbeiterInnen werden es früher genauso gemacht haben.

Der gewerbliche Gemüsebau ist nach wie vor handarbeitsintensiv. Vor allem, wenn er auf Direktvermarktung und daher auf Vielfalt ausgerichtet ist. Wer allerdings heute vom eigenen Gemüseanbau lebt, erntet meistens nur im Vorfrühling Wildgemüse, weil Kulturgemüse im Überfluss vorhanden und einfacher zu verarbeiten ist. Bei Arbeitsspitzen gehen die Kulturpflanzen vor.

Die Bäuerin Jasmin meint, wenn es in der Haupterntezeit viel regne, oder wenn sie zu viel Arbeit habe, könne sie in manchen Jahren fast nichts sammeln (Jasmin 22.1.2004, 2).

6.6 Gärten

Jasmin betont, dass die Nähe der Sammelorte und die Menge der vorhandenen Pflanzen wichtig sind. Wenn diese beiden Parameter passen, benötige man für die Verwendung von Wildkräutern nicht mehr Zeit als für die Verwendung angebauter Kräuter (Jasmin 22.1.2004, 2). Diese Voraussetzungen sind idealerweise im eigenen Garten verwirklicht, wenn man einen hat. Jasmin erzählt, sie habe die Möglichkeit, kurz vor die Küche zu gehen um das Unkraut, das sie in weiser Voraussicht nicht allzugründlich jätet, in ihren Speiseplan zu integrieren. Auch im Winter wachse bei ihr im Glashaus die Vogelmiere, die sie gerne und viel verwende (Jasmin 22.1.2004, 1).

Der Garten ist jener Landschaftsraum, zu dem nur die eigenen Haushaltsmitglieder und Gäste Zugang haben. Er kann von den BesitzerInnen nach ihren eigenen Vorstellungen gestaltet und bewirtschaftet werden. Meistens ist der in verschiedene Bereiche gegliedert, welche mit unterschiedlichen Zielen gepflegt, genutzt und benannt werden. Nach ihren Hauptnutzungen heißen sie Sitzplatz, Wäscheplatz, Obstgarten, Beerengarten, Gemüsegarten oder Küchengarten, Vorgarten und Blumenbeet. Wenn die Sammlerinnen einen Garten haben, dann ist er auch Sammelraum.

Der Garten gehört zum vollständigen Außenhaus⁶. Seine besonderen Qualitäten für das Ernten von Kräutern sind die Nähe zum Haus und zur Küche und die Exklusivität der Nutzung.

Margarita hat zur Selbsthilfe gegriffen und sich ein Stück Abstandsgrün neben ihrer Wohnung angeeignet, auf das sie stolz ist (Margarita 28.10.2003, 2).

Erica betont, im eigenen Garten wisse sie am besten, was sonst noch geschehe (Erica 10.12.2003, 3). Im Garten haben die BesitzerInnen die größte Nutzungssicherheit. Die GartenbesitzerInnen wissen alles, was geschieht, sie dürfen alles was sie wollen anbauen, ernten, ausreißen. Niemand (zer)stört ihre Intentionen im Umgang mit bestimmten Pflanzen. Die eigene Ernte ist vor Wild und anderen Menschen sicher. Im Garten ernten die Sammlerinnen auch nitrophile Pflanzen wie Giersch, Brennesseln, Löwenzahn. Sie sind hier auf dem eigenen Mist gewachsen.

Im Rasen finden die Sammlerinnen Pflanzen, die sonst nur im Frühling oder auf Weiden zugänglich sind – Gänseblümchen, Spitzwegerich, Gundelrebe, Schafgarbenblätter, Veilchen. Der Großteil der ‚Rasenernte‘, der Rasenschnitt, kommt als Nährstoffumlage über den Komposthaufen den Beeten zugute.

Melissa meint, der Garten federe es ab, wenn sie einmal keine Zeit finde für längere Sammelausflüge (Melissa 25.11.2003, 2). Iris meint, im Garten habe sie keine Angst gehabt, dass ihre Kinder sich beim Naschen von Beeren und Blüten vergiften könnten (Iris 22.10.2003, 3f). Die wenigen vorhandenen Giftpflanzen hat sie ihnen beigebracht, die allerschlimmsten (Eisenhut) hat sie nicht wachsen lassen.

Der eigene Garten ist ein guter Übungsraum für Kinder, die Pflanzen kennenlernen wollen. Die spontane Vegetation im Garten ist dabei zugleich der Sammelkalender für die Wildsammlung. Im Garten können die Sammlerinnen die Pflanzen in ihrem ganzen Vegetationszyklus beobachten und zu gegebener Zeit ernten. Auch Rosettenstadien und Samenstände lernt man am besten im Garten den einzelnen Pflanzenarten zuzuordnen, die einem in ihrer Blüte bekannt sind. Dabei hilft die Unkrautpflanzregel: ‚Reiß nichts aus, was du nicht kennst.‘

Die Besucherinnen von Ericas Kräuterführungen lassen zum Teil bewusst ein Stück des Gartens ‚verwildern‘, um in der Folge von den wilden Stauden zu ernten (Erica 10.12.2003, 2). Sollen diese ‚Gstett‘ nicht undurchdringlich werden, müssen sie bei den ersten Anzeichen von Gehölzwuchs alle ein bis zwei Jahre gemäht werden. Das geht zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr mit dem Rasenmäher. In solchen

⁶ „Das Außenhaus – Vorgarten, Eingang, (Haustür), Hof und Garten sind solche ergänzenden Orte und gleichzeitig verknüpfende Orte zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt: kontrolliert zwar, eingeschränkt – aber verfügbar“ (Hülbusch 1978, 7).

halbruderalen Teilen des Gartens können Beifuß, Käsepappel, Taubnessel und Königs-kerze gedeihen.

Iris siedelt gezielt Wildpflanzen aus dem Gelände um in den Garten. Im Garten hat sie sie im Auge und kann zur rechten Zeit oder bei Bedarf ohne großen Aufwand ernten. Sie hat sich Leberblümchen und Geißblatt aus dem Wald in den Garten geholt. Nicht alles gedeiht in ihrem Garten so gut wie an seinem natürlichen Standort. Veilchen, Zyk-klamen und Leberblümchen seien ihr davongelaufen, erzählt sie. Sie sagt, sie werde sich wieder welche holen (Iris 22.10.2003, 3).

Silene sammelt von vornherein Samen oder Ableger, um die Pflanzen in ihrem Garten anzusiedeln und eventuell weiterzugeben. Sei erzählt, auch ihr Mann besorge ihr Samen für Blumen oder Gemüse. Wenn sie unterwegs gewesen sei, habe sie oft Samen von abgeblühten Pflanzen mit nachhause genommen oder Ableger ausgegraben. Dafür habe sie extra ein kleines Schaufelr im Auto liegen (Silene 26.1.2004, 1). Silene konzentriert sich auf Kulturpflanzen, aber sie verwendet auch die Wildkräuter, die in ihrem Garten aufgehen.

Silene selektiert eine milde Wegerichsorte mit dem Ziel, eine Salatpflanze zu bekom-men. Auch einige Meldearten und Löwenzahn kultiviert sie (Silene 26.1.2004, 2f). Viele unserer Kulturgemüse stammen von nährstoffreichen Feuchtwiesen und krautigen Ufersäumen, deren oft überschwemmte Böden auch dem angestrebten Gartenboden am ähnlichsten sind (Bellin 2000, 176). Der Weg von der Wildpflanze zur Kulturpflanze führt in einer Subsistenzkultur über das Sammeln. Zuerst für den Gebrauch, anschlie-ßend für den Anbau im Garten.

Silene erntet im Garten vor allem im Frühling Wildkräuter für Salat, Soßen und Suppen, namentlich Brennessel, Wegerich, Gänseblümchen, Scharbockskraut, Vogelmiere, Gu-ten Heinrich und Erdholler. Sie sagt, auch den Vogerlsalat säe sie nicht mehr an, weil er sowieso von selber komme. Sie betont, die wilden Frühlingskräuter seien für sie das erste und das wertvollste, das wachse (Silene 26.1.2004, 2). Was im nächsten Jahr auf-gehen soll, überlässt Silene nicht ganz dem Zufall. Sie lässt die Samenstände einiger Kräuter und Gemüsepflanzen für die Vögel stehen und verlässt sich darauf, dass diese sie an die richtigen Stellen vertragen. Silene erzählt, die Samen dieser Pflanzen, auch die von Stechapfel und anderen Giftpflanzen, gehen ihr im Gemüse auf, und wenn sie ihr passen, lasse sie einen Teil davon stehen (Silene 26.1.2004, 3).

Der Gemüsegarten hat Ähnlichkeiten mit dem Acker. Hier vermischen sich die Sphären des Sammelns und des Anbauens. Hier ist das Sammelgut Resultat des Anbaus. Indirekt als Unkraut, das auf Pionierstandorte angewiesen ist, und direkt als aufgelaufene Samen von Kulturpflanzen, die in der Erde oder im Komposthaufen gelegen haben. Was ge-erntet werden soll, darf nicht vor der Zeit ausgerissen werden. Wild aufgegangene To-

maten, Dill, Bohnenkrautpflanzen, Ringelblumen, Käsepappeln und Borretsch werden in Maßen toleriert. Der Gemüsegarten hat dennoch andere Qualitäten als der Acker und ist daher kein Ersatz für den Acker als Sammelort: Große Mengen an Wildgemüse haben im Gemüsegarten keinen Platz. Sie sollen Nebenernte bleiben. Ein Kilogramm Melde wird man schwer zusammenbringen, es sei denn, man baut sie gezielt auf einem eigenen Beet an.

6.7 Lineare Sammelräume

Lineare Landschaftsstrukturen sind Orte, an denen unterschiedliche Landnutzungen zusammentreffen. Ihre Vegetation ist abhängig von der Nutzung der angrenzenden Flächen, doch ist sie nicht mit dieser identisch.

Die Ränder erzählen von den Produktionsbedingungen auf den Flächen. Der wiesige Ackerrain verrät durch die unabsichtliche Mitdüngung das Bewirtschaftungsniveau des Feldes. Der magere Wiesenrand lässt die naturbürtige Produktivität des Standorts erahnen, also ihren Zustand vor Einführung von Mineraldünger und zugekauftem Futter.

„Um zu verstehen, was das für Gelegenheiten waren, die sich zum Sammeln anboten, liegt es nahe, den Alltag der Leute zu betrachten. Bis zum Beginn der Industrialisierung lebte die überwiegende Zahl der Leute direkt vom (und auf dem) Land. ... Als Bauern, Hirten oder Tagelöhner verbrachten viele einen Großteil der Arbeitszeit auf den Produktionsflächen. Ob nun die Wegränder, die Huteflächen, das üppige Grünland oder der Acker, überall dort gab es Gelegenheiten zum Gebrauch spontaner Vegetation“ (Auerswald 1996, 247).

6.7.1 Zugängliche Landschaft

Viola erzählt, ohne die alten Eselspfade würde sie ihre Sammelorte in Griechenland nicht erreichen können. Sie sagt, sie entdecke ihre Sammelplätze immer vom Weg aus und gehe selten weit vom Weg weg. Einmal habe sie zwei Tage lang versucht, auch abseits der Wege zu sammeln, aber dabei habe sie nichts gefunden. Die Fortbewegung in der dornigen Macchia und in der Felsenregion sei ohne Weg beinahe unmöglich. Nur im Pinienwald könne man ohne Weg gehen, aber dort habe sie nichts gefunden. Sie fügt hinzu, auch beim Bergsteigen in den Alpen sei man auf Wege angewiesen (Viola 25.12.2003, 4). Wegränder sind nach wie vor Allmendeflächen. Für Landlose waren und sind Sammelpflanzen der Wiesen und Äcker nur an Wegen ohne große Hindernisse und unwidersprochen zugänglich.

In der bäuerlichen Landwirtschaft hatten vor der Mechanisierung viel mehr Leute unterschiedliche Arbeiten in der Flur zu erledigen als heute. Die bäuerliche Landschaft war so organisiert, dass man mit der Arbeit über die Runden kommen kann. Dabei wurden keine Flächen verschwendet, da auch die Wege selber produktiv genutzt wurden. Da die

bäuerliche Landwirtschaft auf dezentralem lokalem Austausch basierte, und die Wege in einer Zeit angelegt wurden, in der die meisten zu Fuß gegangen sind, ist das Erschließungsnetz kleinteilig und nach außen hin offen. Die Wege waren notwendig, um von den Siedlungen in die Flur zu gelangen. Sie sind auch heute brauchbar für Menschen, die sich die Landschaft zu Fuß oder mit dem Fahrrad erschließen und für BäuerInnen, die auch heute bäuerlich wirtschaften. TouristInnen und SammlerInnen können dieses Erschließungsnetz gut gebrauchen. Peter Kurz nennt diese Landschaftsstruktur ‚zugängliche Landschaft‘ (Kurz 1998, 11).

Margarita drückt ihre Wertschätzung für die Landwirtschaft aus. Sie betont, nicht nur für sie selber, auch für die kommenden Generationen sei die Landwirtschaft wichtig. Sie stellt klar, dass sie eine kleinstrukturierte Landwirtschaft meint, wenn sie sagt, riesige Felder seien nicht gut, und Hecken seien wichtig (Margarita 28.10.2003, 2).

Meistens verlaufen Wege an den Rändern der Flächen. Auch wenn es keinen Weg gibt, wird das Gehen an den Rändern am ehesten toleriert. In einer an Rändern reichen Landschaft sind der Arbeitsaufwand für die Pflege als auch der Flächenanteil der Ränder hoch. Daher könnten sich die BäuerInnen und auch der Staat eine Pflege der Ränder ohne gleichzeitige Nutzung nicht leisten.

An den Rändern der Felder werden die beim Ackern störenden Steine abgelagert. Die daraus gemauerten Böschungswände der Ackerterrassen haben Nahrungsmittelanbau auch auf steilen und flachgründigen Feldern ermöglicht. Ackerraine trugen in der mineraldüngerlosen Zeit durch den unabsichtlichen Nährstoffeintrag das beste Grünfutter und wurden deshalb gemäht und beweidet. Der krautige Aufwuchs an Wegen wurde abgeweidet und wird zum Teil noch heute als Notfutter verwendet. Früher war er alltägliches Futter für die Kleintierzucht der HäuslerInnen und TagelöhnerInnen, die immer in Not waren. Heute werden diese Ränder manchmal von den AltbäuerInnen gemäht, sonst aber oft nur sporadisch gepflegt.

Obstbäume liegen oft an Wegen, wo sie die Bewirtschaftung nicht stören und das Erntegut leicht abtransportiert werden kann.

An den Wegrändern wurden oft Hecken angelegt, die geschneitelt wurden und auch heute als Niederwald für Brennholz genutzt werden. Hecken ergeben bei entsprechender Anlage auch brauchbare lebende Zäune. Bei den ab dem 17. Jahrhundert durchgeführten Gemeinheitsteilungen, bei denen auch große Teile der Allmendeflächen privatisiert wurden, wurden sie angelegt, um das Vieh in der nun kleinteiligeren Flur auf den Triften zu halten. Die Wege blieben der geringe Rest einer ausgedehnten gemeinsamen Flächennutzung. Die Tiere fanden an diesen Abgrenzungen Futter (Weber 2003).

Gesammelt werden an Wegrändern zwei- und mehrjährige Stauden der wegbegleitenden Saumgesellschaften und deren Blüten und Samen, sowie die Beeren der Heckensträucher, die zum Teil auch angepflanzt sind, aber dennoch allgemeines Sammelgut sind. Hier gibt es viele Parallelen zum Sammeln im Wald. Auch im Wald wird vor allem in den sporadisch gestörten, nebenbei entstandenen Übergangsgesellschaften gesammelt. Die meisten Beerensträucher fruchten nur bei genügend Sonnenschein, also am Waldrand oder in einer Hecke. Am Wegrand können die oft recht kurzen Erntezeiten der Beerensträucher ohne Umwege wahrgenommen werden. Am Wald- oder Wegrand reichen die Äste der Bäume ohne Beweidung bis zum Boden, oder es kommen ihnen die Sträucher entgegen.

Fast nur in Hecken wachsen und fruchten Heckenrose, Schlehe, Holunder, Dirndl, Sanddorn, Felsenbirne und Haselnüsse. Brombeeren wachsen auch flächig, aber sie stechen und kratzen so stark, dass beim Sammeln nur die Ränder der Bestände abgeerntet werden können.

Von möglichst weit außerhalb besiedelter Gebiete und abseits von Straßen liegenden Hecken, also von den Rändern landwirtschaftlicher Flächen, sammelt Angelica die Früchte für die ‚Regionale Gehölzvermehrung‘ (RGV), ein Projekt der niederösterreichischen Landesregierung zur Erhaltung der genetischen Diversität. Sie sagt, sie erkenne autochthone Hecken an den alten Ackerterrassen nicht flurbereinigter Gebiete (Angelica 2.12.2003, 2). Ich sehe diese Initiative mit gemischten Gefühlen. Einerseits stellt sie eine Inwertsetzung und Sichtbarmachung der vorhandenen Heckenlandschaft dar. Andererseits werden die Samen aus ihrem lokalen und personalen Zusammenhang gerissen. Die bäuerliche Landschaft hat die Hecken produziert und durch bäuerliche Bewirtschaftung werden sie erhalten.

Die Früchte dieser Arbeit eignet sich eine Institution an, die diese Handlung rechtfertigt, indem sie sich als ‚Retterin‘ der ‚gefährdeten‘ endemischen Heckenflora präsentiert. Die MitarbeiterInnen der regionalen Gehölzvermehrung bauen die Samen der lokalen endemischen Heckenflora an, und geben die Sämlinge billig an GartenbesitzerInnen und BäuerInnen ab, die eine Hecke pflanzen wollen. Durch diesen Vorgang wird das gemeine Subsistenzprodukt Heckenpflanze zur Ware, auch wenn die Pflanzen nachher verschenkt werden. Weitergegeben wird nur die neue Pflanze, die aus dem Samen wächst. Die neuen BesitzerInnen kennen aber die Herkunft und die Mutterpflanze nicht. Die Ware wird ohne das dazugehörige Gebrauchswissen weitergegeben. Eine Pflanzanleitung ersetzt nicht das ‚die Hecke gesehen haben‘, das Gebrauchswissen, das die SammlerInnen für die RGV durch ihre Sammelerfahrungen besitzen und das auch Grundlage für die Wertschätzung derer ist, die die Hecken pflegen und nutzen.

Wegränder sind alte und ‚gängige‘ Sammelorte. Bücher, die Wildgemüse beschreiben, haben häufig Namen wie „Ernte am Wegrand“ (Recht 1985) oder „Delikatessen am Wegesrand“ (Klemme 1995). Geerntet wird dabei nicht auf dem Weg, sondern neben dem Weg: am Wegrand, am Feldrain, an den Böschungen der Hohlwege oder angrenzenden Ackerterrassen, im Waldsaum oder an den Grabenrändern. Die Sammlerinnen müssen sich für die Ernte am Wegrand unterwegs etwas Zeit nehmen, aber nicht so viel wie abseits des Weges.

Ein enges, wenig hierarchisiertes Wegenetz mit vielen Wegkreuzungen und sparsamer Wegausstattung charakterisiert die auch zu Fuß gut zugängliche Landschaft. Die idealen Sammelwege sind Fußwege oder Wagengeleise mit einem breiten Rand, wenig frequentiert. Wenn sie andere Wege kreuzen, erhöht das die Wahlfreiheit der Benutzerinnen, was die Dauer und die Route ihres Weges betrifft.

Wegränder und die Ränder der Flächen an Wegen sind trotz vieler Konkurrenznutzungen die wichtigsten Sammelorte. Alle Sammelorte außer den Gärten sind zumindest zeitweise nur über Wege erreichbar. Ein dichtes fußläufig durchlässiges Wegenetz, wie das der bäuerlichen Landschaft, macht größere Teile der Landschaft zugänglich als die Stichwegeerschließung mit Sammelstraßen der flurbereinigten Landschaft.

6.7.2 Verschlossene Landschaft

Viola meint, an der Straße schaue sie gar nicht, was da wachse (Viola 25.12.2003, 4). Melissa sagt, sie sammle am liebsten fernab von Straßen, Gewerbe, Gehwegen und landwirtschaftlichen Nutzungen. Sie meint, dass diese idealen Sammelorte seltener werden und dass man deshalb Kompromisse machen müsse. Sie sagt, diese Kompromisse mache sie auch, wenn eine Pflanze sie anlache (Melissa 25.11.2003, 3). Thea passt auf, dass die Kräuter, die sie vom Wegrand sammelt, hoch genug sind (Thea 3.12.2003, 3). Margarita geht ein bisschen tiefer in die Flächen hinein, um von Hundeurin freie Pflanzen zu finden.

Daphne meint, größere Mengen an Kräutern würde sie neben einer Straße nicht sammeln. Wenn sie die Wahl habe, sammle sie an besseren Orten, aber sie habe auch gelernt, weniger Angst vor Schwermetallen und Infektionen aufkommen zu lassen (Daphne 12.12.2003, 2). Sie hat sich die Definitionsmacht zurückgeholt und entscheidet selber darüber, welche Sammelorte für sie für welche Zwecke akzeptabel sind und welche nicht. Daphne sagt, sie wolle das nicht ausgrenzen, was sie indirekt miterzeugt habe. Die Pflanze müsse es auch aushalten. Sie sagt, einzelne Blätter unterwegs würde sie auch an der Straße naschen (Daphne 12.12.2003, 2)

Angelica erzählt, sie habe in Kittsee erlebt, dass die Weingärten alle eingezäunt seien, und man gezwungen sei, auf den Asphaltstraßen zu bleiben, was ihr wenig Spaß ge-

macht habe. *Sie meint*, diese Beschränkung des Zugangs zu den Weingärten hänge mit der Erschließung des Ortes für den Tourismus zusammen (Angelica 2.12.2003, 2).

Wenn die Landschaft zur Ware wird, wird der Zugang zu ihr zur Mangelware. Das geschieht in der industrialisierten und flurbereinigten Agrarlandschaft durch die Vergrößerung der Schläge und die damit verbundene Wegrationalisierung der Erschließungswege (Kurz 1998, 14) ebenso wie in der für den Tourismus (v)erschlossenen Landschaft.

Straßenränder und stark frequentierte Wege oder Wege im Ortsgebiet sind meist kommunal verwaltet. Dass die moderne Landwirtschaft und auch der Verkehr und der Umgang anderer Menschen mit der Landschaft sie tendenziell für das Sammeln unbrauchbar macht, wird besonders an den Wegrändern deutlich: Die Vegetation an Straßenrändern ist im Vergleich zu der an Wegrändern stärkeren Verunreinigungen durch Staub, Reifenabrieb und Müll ausgesetzt. Straßenränder werden oft mit Herbiziden unkrautfrei gehalten, weil das Sammeln von Wildkräutern oder die Beweidung nicht mehr vorgesehen sind. Was in der bäuerlichen Landwirtschaft Nahrung für Mensch oder Tier ist, wird mit dieser monofunktionalen Instandhaltungsarbeit zum Abfall.

Wegränder sind Sammelorte. Straßenränder meist nicht. Straßen sind oft zu stark frequentiert. Statt den Zugang zur Landschaft lokal zu ermöglichen, erleichtern sie den technisch unterstützten Fortschritt. Eine stark befahrene Straße trennt, was zusammengehört und verbindet, was nicht zusammengehört. Sie macht räumlich kurze Entfernungen zeitlich größer und räumlich lange Entfernungen zeitlich kürzer. Auf Straßen bewegen sich die meisten Leute motorisiert und verderben sie damit für die Sammlerinnen. In einem Fahrzeug ist man von der Umgebung getrennt und tendenziell zu schnell unterwegs, um Sammelgelegenheiten nebenbei wahrzunehmen. Wegränder in der Flur werden meist von den LandwirtInnen mitgemäht oder als Hecken genutzt und auf jeden Fall extensiv gepflegt.

Wegränder unterliegen geringerer Nutzungsbindung als die Flächen daneben. Oft sind sie aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes für die Bewirtschaftung brachgefallen. Solche Wegränder leiten über in die durch Nichtnutzung definierten Sammelorte Brache, Wildnis und Gstettn, die wieder nur über Wege und Trampelpfade zugänglich sind.

6.8 ‚Gstettn‘

Nicht genutzte, sich selbst überlassene Flächen, die schon etwas unwegsam werden, heißen im oberösterreichischen Dialekt ‚Gstettn‘. Wobei ‚nicht genutzt‘ ein sehr relativer Begriff ist⁷.

Allgemeiner verständlich, aber nicht weniger erklärungsbedürftig, sind die Begriffe ‚verwildern‘, ‚Wildnis‘ und ‚Brache‘. Diese Begriffe haben eine sehr wechselhafte Bedeutungsgeschichte. In jüngerer Zeit beschreiben sie die Entaktualisierung und ökonomische Entwertung einer Fläche, oft bei gleichzeitiger emotionaler Aufwertung. „Entwertung durch von außen auferlegte Inwertsetzungen ist ein Prinzip, das kennzeichnend für die Modernisierung ist. Und wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung im Sinne von ‚aus-sich-heraus-verändern‘ auf“ (Thürmer 1991, 206).

6.8.1 Der Begriff Brache

Die Brache ist ursprünglich Teil des Bewirtschaftungszyklus und soll den Wert einer Bewirtschaftungsfläche für die Bewirtschaftung erhöhen, re-generieren. Die Wortbedeutung kommt möglicherweise vom vorherigen und darauf folgenden Umbrechen (Thürmer 1991, 53).

Ingrid Bauer schreibt über die verschiedenen Gründe für zeitweilige Nichtnutzung (=Brache) landwirtschaftlicher Flächen, die Nutzung der Brache sei fester Bestandteil bäuerlicher Landnutzungssysteme wie Feldgraswechselwirtschaft und Dreizelgenwirtschaft gewesen. Sie erfüllte dabei verschiedene Zwecke, z.B. den der Viehweide, der Düngung, der Bodenregeneration oder der bäuerlichen Landreserve. Ihre Nutzung war streng geregelt (Bauer 1995, 90).

„Brache- und Stoppelweidezeiten mussten eingehalten werden, denn die größer werdenden Dorfherden, die in der Gemeinheit nicht mehr satt wurden, benötigten unbedingt die Brachweide und nach der Ernte die Stoppelweide, um Fleisch- und Milcherträge liefern und durch den Winter kommen zu können“ (Schneider K.H. und Seedorf H.H. 1989, 17 zitiert nach Bauer 1995, 93).

Die zweite Agrarrevolution (Ende 18. Jahrhundert bis Anfang 20. Jahrhundert) brachte „letztlich das Ende der Brachenutzung im Rahmen der gemeinschaftlich betriebenen

⁷ Mein Vater hat mir erklärt, das Wort Gelert kommt von Ge-erlert, also Erlenwäldchen. Der Ausdruck wurde bei uns als Kindern aber für jedes verholzte Gestrüpp von nicht allzu großer Fläche verwendet. Als Kinder haben meine Geschwister und ich im Gelert, das die verholzte Form der Gstettn ist, unsere Dämme gebaut. Meistens befindet sich ein Gelert nämlich an einem Bach. Nach ein paar Jahren wurde zu unserer Überraschung und Bestürzung das Gelert abgeholzt. Wir Kinder glaubten, es wurde vernichtet, aber das war der normale Umtrieb des Niederwaldes, der auch Maiß (im Traunviertler Dialekt ‚da Moas‘) heißt. Das Abholzen heißt dementsprechend ‚omoaßn‘. In Niederösterreich wird das Wort Gelert für Fichtenforste verwendet. Dieses Wort bezeichnet also regional unterschiedliche Landschaftsformen.

Dreizelgenwirtschaft und den Übergang zur Fruchtwechselwirtschaft sowie zur privatisierten, individualisierten, kapitalistisch orientierten Landwirtschaft“ (Bauer 1995, 91).

Die Funktion der Brachenutzung als Landreserve war zum Teil politisch motiviert. Ungenutztes Land fiel in manchen Gebieten an die Lehnsherren zurück und kann auch heute in einigen Orten Österreichs von der Obrigkeit in Wald umgewidmet werden. Die pragmatische Absicht für eine Minimalpflege von Land durch extensive Nutzung oder durch Landschaftspflege besteht oft darin, Flächen in Wert zu halten, die sonst verbuschen und verwalden würden. Dahinter steckt vorausschauendes Offenhalten der Möglichkeiten für die Wiederbewirtschaftung, die im Moment nicht möglich ist. Der Brachenutzung, deren Ziel die Regeneration der Wirtschaftsgrundlage Land ist, steht das Brachfallen entgegen, das eine Degeneration des Landes als Wirtschaftsgrundlage für den Ackerbau zur Folge hat.

„Der Prozess des Brachfallens bezeichnet ... einen Vorgang, in dessen Verlauf die bäuerliche Nutzung großer Flurteile zeitweise oder dauerhaft vollkommen aufgegeben wird, weil derzeit kein Nutzungsinteresse besteht. Die ausgeprägtesten Bracheprozesse in der Geschichte waren:

- die spätmittelalterlichen Wüstungsperioden des 14./15. Jahrhunderts
- die Interimswüstungen des 17. Jahrhunderts nach dem Dreißigjährigen Krieg;
- die Sozialbrache ab Anfang der 1950er Jahre dieses Jahrhunderts“ (Bauer 1995, 90).

Brachfallen ist Entaktualisierung als Bewirtschaftungsfläche und darauf folgendes *Verwildern*, degenerieren. „Die Dynamik von Brachfallen, Nutzung und Wegfall von Brache bis hin zur heutigen Brachesubventionierung spiegelt dabei wechselnde individuelle und gesellschaftliche Inwertsetzungen, die stets in engem Zusammenhang mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen sowie mit technischen Fortschritten stehen“ (Bauer 1995, 91).

Die Chancen einer erneuten landwirtschaftlichen Bewirtschaftung sinken mit steigendem dafür nötigen Aufwand. Als weitere Möglichkeiten bleiben eine weitere Sukzession oder, je nach Standort und Lage der Fläche und Entscheidung der Beteiligten, eine ‚Aufwertung‘ durch Bebauung. Spätestens mit der Bebauung ist die Fläche endgültig versiegelte Wirklichkeit und dem Zugang und der Nutzung der Allgemeinheit entzogen. Brache und Landwirtschaft gilt hingegen als vorläufige, provisorische Wirklichkeit, als Landreserve für spätere Bebauung. Auf der Landkarte sind Äcker im Gegensatz zu Wald, Dauergrünland, Verkehrs- und bebauten Flächen in weißer Farbe ausgewiesen, also nicht definiert.

6.8.2 Verwildern

Jasmin erzählt, sie mähe den Obstgarten nur einmal im Jahr, und sie habe mit den Schafen aufgehört, damit sich die Wildkräuter wieder vermehren können (Jasmin 22.1.2004, 2). Sie beschreibt damit die derzeitige Nutzung und Pflege des Obstgartens. Das Erscheinungsbild beschreibt sie mit den Worten, der Obstgarten sehe aus, als ob er verwildern würde (Jasmin 22.1.2004, 2). Angelica erzählt, sie suche bevorzugt verwilderte Gegenden auf, weil sie diese besonders reizvoll finde, und weil die Artenvielfalt dort besonders hoch sei (Angelica 2.12.2003, 2).

Der Ausdruck ‚verwildern‘ beschreibt eine Extensivierung oder Einstellung von Nutzung und Pflege einer landwirtschaftlichen Fläche. In der Verbform wird das Prozesshafte des Verwilderns ausgedrückt. Den Sammlerinnen ist bewusst, dass es vor dem Verwildern einen anderen, gepflegten Zustand des Ortes gegeben hat.

Ökologisch bedeutet Verwildern stetige Sukzession und Erhöhung des Nährstoffniveaus (durch den Stickstoffeintrag aus der Luft). Die Artenvielfalt der ersten Brachejahre verringert sich je nach Standorteigenschaften schneller oder langsamer (Bauer 1995, 129). Veronica weist darauf hin, dass Brachen verbuschen, wenn sie nicht zumindest gemulcht werden. Sie sagt, in einer gänzlich ungenutzten Brache finde man nur ein paar Jahre hindurch interessante Pflanzen. Auch Orchideen würden ohne Beweidung verschwinden. Sie fasst zusammen, in der unberührten Natur seien die Sammelmöglichkeiten und die Artenvielfalt dürftig (Veronica 12.1.2004, 4).

Eine brachliegende Fläche wächst zu, zumindest im gemäßigten Klima bei gemäßigter Hangneigung. Damit beschränkt sich auch ihre Erreichbarkeit immer mehr auf die Ränder. Erst wenn das Stadium des (Laub)waldes erreicht ist, wird der Boden wieder zugänglicher. Die sammelbare Vegetation beschränkt sich zu diesem Zeitpunkt allerdings auf Frühjahrsgeophyten und herunterfallende Baumfrüchte (siehe Kapitel Wald). Alles andere ist ohne Leiter oder Säge unerreichbar.

6.8.3 Wildnis

Melissa sagt, ihr sei wichtig, dass die Flächen, auf denen sie sammle, unberührt wirken (Melissa 25.11.2003, 3). Erica sagt, sie gehe nicht in die Gärten, sondern in die Wildnis sammeln. Sie sagt, die Pflanzen seien ein Produkt der Wildnis. Sie sagt auch, dass sie weder das Privateigentum an Wald und Wiese akzeptiere, noch die Unantastbarkeit des Landes und der Pflanzen, die vom Naturschutz propagiert werde (Erica 8.6.2003, 1).

Für die Sammlerinnen bedeuten Brache, verwilderte Flächen und Wildnis Flächen, auf denen niemand anderer Nutzungsansprüche stellt, und auf denen daher niemand ihre eigenen Nutzungsansprüche in Frage stellt. Oft werden existierende Nutzungen übersehen, obwohl sie den Wert der Landschaft für das Sammeln immer wieder herstellen. Es

besteht hierbei die Gefahr, dass dieses Verständnis des Landes als subsistentes Gemeingut missverstanden wird als Verständnis des Landes als öffentliches Gut, mit dem der Staat seine StaatsbürgerInnen versorgt. Zum Verständnis des Landes als Gemeingut gehört auch die Rücksicht auf die Nutzungsinteressen anderer Menschen, vor allem der BäuerInnen, am Land und die Anerkennung des Eigenwertes der Natur (siehe Kapitel Sammelethik).

Der Ausdruck ‚Wildnis‘ ist im Gegensatz zum Ausdruck ‚verwildern‘ keine Prozess- sondern eine Zustandsbeschreibung. Wer nur das Wort hört und den Ort nicht kennt, weiß nicht, ob die Wildnis ‚immer schon‘ Wildnis war, oder durch Verwildern aus einer ehemals kultivierten Fläche entstanden ist. Falls es NutzerInnen gab oder gibt, welche durch ihre Nutzung die Fläche instand halten oder hielten, werden sie mit diesem Wort verschwiegen. Aus diesem Grund halte ich die Verwendung dieses Ausdrucks auch durch die Sammlerinnen für problematisch.

„dass sie nur den wirklich bebauten oder kultivirten Boden in Schutz nehmen, und den wilden Hirtenstamm verbannt wissen wollen....jeder, wer immer er sey, (könne) diesen oder jenen Weideplatz, Moos oder sonst öden Grund zu Kultur verlangen“ (Hazzi 1804, zitiert nach Schekahn 1998, 34).

Der Ausdruck ‚Wildnis‘ oder wild ist eng verknüpft mit verschiedenen Geschichten von Kolonisation und Enteignung. Die Worte ‚wild‘ oder ‚Wildnis‘ wurden in der Kolonialgeschichte (einschließlich derer im eigenen Land) als Synonym für ‚freies Gut‘ oder ‚aneigenbares Land‘ benutzt. Die Aneigenbarkeit wurde mit der Behauptung gerechtfertigt, dass jenes Land nicht genutzt werde. Nutzungen, die dennoch stattfanden, wurden als solche nicht anerkannt, sondern im Gegenteil sogar verfolgt, wenn sie nach erfolgter Beschlagnahme des Landes weiterhin stattfanden.

6.8.4 Bewirtschaftung ist wichtig

Margarita sagt, sie hole sich die Margariten auch aus der Wiese, weil sie wisse, dass die WienerInnen das Heu nicht für die Kühe brauchen würden (Margarita 28.10.2003, 2). Maria Findeis appelliert an jene, die mit ihrem Büchlein rund um Wien sammeln gehen wollen: „Vom Sauerampfer will ich nicht zu viel reden, denn er wächst nicht so an den Wegrändern, ... sondern mitten im Grünen, in den saftigen Wiesen, die wir nicht zusammentrampeln wollen wegen ein paar Sauerampferblättern“ (Findeis 1947, 57).

Die Kenntnisse um die Bewirtschaftung sind für ein konfliktarmes Nebeneinander von Sammelnutzung und Landwirtschaft notwendig. Fettwiesen sollen, wenn das Gras hoch steht, nicht mehr betreten werden, weil sie sonst schwierig zu mähen sind und der Ertrag sinkt. Im Allgemeinen nehmen die Sammlerinnen auf die Bewirtschaftungsweise der BäuerInnen Rücksicht.

Magerwiesen oder Weiden werden eher betreten und ihr Betreten wird auch eher toleriert. Das weniger wüchsige und widerstandsfähige Gras steht dort auch leichter wieder auf, wenn man es niedertritt, als das hohe Gras mit den schweren Blättern auf Fettwiesen. Zum Teil war das Sammeln auf Wiesen, ja sogar auf Äckern, zur Unkrautbeseitigung früher sogar erwünscht: Agnes Pohanka erinnert sich: „Im Wolfstal wachsen schöne Schneeglöckerln, dick und stark. Mit zehn Schneeglöckerln hat man einen Buschen. Dort wachsen sie den Bauern auf der Wiesen. Sie sagen: ‚Stecht sie mit den Wurzeln aus!‘“ (Pohanka 1987, 151) Michael Machatschek schreibt über das Graben von Herbstzeitlosen und weißem Germer ähnliches: „Das Graben und Sammeln von Herbstzeitlosen (*Colchicum autumnale*) auf den gering gedüngten Wiesen diente dem Sammeln von Drogen für die Apotheke, war aber gleichzeitig der Weidepflege dienlich, damit Nutztiere die giftigen Pflanzen nicht zu fressen bekamen“ (Machatschek 1998, 136).

6.9 Sammelgutlandschaften

„*Wir sind ein Parasolwald*“ (Iris 22.10.2003, 3) drückt Iris ihre intensive Beziehung zu dem Wald aus, der ihr Wohnhaus umgibt und in den sie oft sammeln geht. Der Begriff bezieht sich nur auf das Sammeln dieser Pilze und sie verwendet ihn in anderen Zusammenhängen nicht. Den entsprechenden Wald nennt sie ansonsten einfach nur Wald oder in der sehr weiten geografischen Bezeichnung Wienerwald. Die Obstwiese der BäuerInnen in Oberösterreich ist nur im Frühling auch Schlüsselblumenwiese. „Salbeiwiese“ nennt Viola die Wiese neben dem Haus in Griechenland, auf der sie den Salbei sammelt (Viola 25.12.2003, 1).

Das Wort ‚Brennesselgsettn‘ verwenden auch Personen, die nicht sammeln gehen. In deren Sprachgebrauch liegt der Schwerpunkt der Bedeutung aber nicht auf dem potentiellen Ertrag, sondern auf der Gsettn, der mangelnden Pflege.

Himbeerschläge und Brombeergebiet sind temporäre Bezeichnungen für jene Orte im Wald, auf denen im Moment Himbeeren und Brombeeren wachsen. Verschwinden die beerentragenden Sträucher, passt die Bezeichnung nicht mehr und wird aufgegeben: „Eine Erdbeermaß hält nicht so lang an wie eine Himbeermaß. Auf einer Himbeermaß kann man zehn bis zwölf Jahre lang gut sammeln“ (Pohanka 1987, 150).

So wie die landwirtschaftlichen Flächen oft nach ihren Ertragsabsichten benannt werden, wie zum Beispiel Holz eine andere Bezeichnung für Wald ist, wie der Gemüsegarten und der Obstgarten, Streuwiesen, Futterwiesen, das Getreidefeld und der Kartoffelacker Land nach seinen Erträgen benennen, bezeichnen auch die Sammlerinnen besonders ergiebige Sammelorte nach ihren Erträgen.

Mit diesen Bezeichnungen können Sammlerinnen den Wert, den die Flächen für sie haben, kurz und präzise ausdrücken. Da das Sammelgut auch der Erscheinung des

Sammelortes entspricht und zumeist allgemein bekannt ist, kennen sich auch ihre GesprächspartnerInnen aus. Sind sie aus der Gegend, wissen sie meist, welche Wiese, welches Stück Wald gemeint ist, auch wenn sie selber nicht sammeln gehen. Das Sammelwissen wird durch diesen Gebrauch im Gespräch ein Stück weit Gemeinwissen.

Die Namen der Sammelgutlandschaften sind für den aktuellen Gebrauch geschaffene orts- zeit- und absichtsgebundene vernakuläre Wörter. In ihnen wird ein Teil des Gebrauchswissens sichtbar gemacht und weitergegeben. Sie bekommen ihren Wert aus den Bezügen, in denen sie geschaffen und verwendet werden und verlieren ihn, wenn sie von diesen getrennt werden.

6.10 Die Ortskundigkeit und ihre Auswirkung auf die Auswahl der Sammelorte am Beispiel der Sammlerin Angelica:

In ihrer Heimat sammelt Angelica auf eigenem Grund und Boden und in den Nachbarwiesen und Nachbarwäldern. Die BesitzerInnen und deren Bewirtschaftungsweisen sind ihr bekannt und fließen in die Landschaftsbeschreibung mit ein. Sie erzählt: *„Ich bin am Land aufgewachsen, da hat das Sammeln auf eigenem ... Grund und im eigenen Wald stattgefunden, aber zu unserem Wald muss man durch die Nachbarwälder durchgehen, und da macht man keinen Unterschied. Wir sind die angrenzenden Wälder auch abgegangen. Ich fühle mich noch daheim dort“* (Angelica 2.12.2003, 1). An anderer Stelle erwähnt sie, dass sie gemeinsam mit ihrer Großmutter die Frühlingskräuter für den Wiesenspinat auf den Wiesen ihrer Familie gesammelt habe (Angelica 2.12.2003, 1).

Die besondere Qualität des Sammelns und auch des Wanderns in der Heimat liegt in der genauen Ortskenntnis, im Bezug zu Land und Leuten, und in der Erfahrung, dass ihr der Zugang zu den Sammelplätzen gewährt wird. Die bäuerliche Landschaft versteht sie in ihrer Heimat als Gemeingut einer Gemeinschaft, deren Mitglied sie ist. Sie sagt, sie sammle in der Südsteiermark gerne, weil das ihre Heimat sei und sie sich dort gut auskenne. Sie verirre sich nicht, auch wenn sie nicht auf den Wegen bleibe. Sie könne ungehindert über Wald und Wiesen laufen (Angelica 2.12.2003, 2).

In Kittsee habe Angelica erlebt, dass diese Freiheit nicht selbstverständlich sei. Dort seien die Weingärten eingezäunt und man sei gezwungen, auf der Asphaltstraße zu gehen (Angelica 2.12.2003, 2). Die für die Touristen erschlossene Landschaft sperrt dort die Menschen von den landwirtschaftlichen Flächen aus.

Auch Veronica sammelt hauptsächlich in ihrer Heimat, weil sie dort die Bewirtschaftungsverhältnisse kennt. Sie sagt, sie sammle in Wald und Flur, fernab von stark befahrenen Straßen und wo sie wisse, dass nicht gedüngt werde. Sie betont, dass sie das in ihrer Umgebung wisse, weil sie wisse und sehen könne, wie die Leute mit ihrem Land

umgehen (Veronica 12.1.2004, 4). In den Landschaften, die sie gut kennt, kann sie die Veränderungen am Pflanzenbestand am besten wahrnehmen.

Im Gegensatz zu den Sammelorten in ihrer Heimat benennt Angelica die Sammelorte in Wien nicht so genau. Sie sagt, in Wien sammle sie überall (Angelica 2.12.2003, 1). Sie schränkt dieses ‚überall‘ ein, indem sie sagt, sie würde Zugangsbeschränkungen respektieren, wenn ihr jemand den Zugang zu seinem Besitz verwehren würde, was aber noch nie passiert sei (Angelica 2.12.2003, 2). Diese mögliche Einschränkung ist ihr eingefallen, wie sie über ihre Sammeltätigkeit in Wien gesprochen hat. Ich nehme an, in ihrem Heimatort würde sie eine solche Einschränkung nicht erwarten.

Im selben Atemzug sagt sie, dass sie bevorzugt verwilderte Gegenden aufsucht, also Gebiete mit augenscheinlich geringem Nutzungsdruck, bzw. mit für sie nicht erkennbarer Nutzung. Wahrscheinlich wird ihre Sammel- und Wandernutzung nicht beanstandet, wenn niemand Interesse an einem Stück Landschaft hat und dieses deswegen verwildert. Angelica sagt: *„Wenn mich jemand rügen würde, würde ich dort nicht mehr hingehen. Aber das ist noch nicht passiert. Ich suche bevorzugt verwilderte Gegenden auf, weil ich sie besonders reizvoll finde. Die Artenvielfalt ist besonders hoch dort. Zugangsprobleme hatte ich noch nicht. Ich sammle aber gerne unbeobachtet“* (Angelica 2.12.2003, 2).

Aus der Gegenüberstellung von dem, was Angelica über das Sammeln in der Heimat erzählt und dem, was sie über das Sammeln in Wien erzählt, schließe ich folgendes:

- Die Sicherheit in der Nutzung der Landschaft wird über die Ortskundigkeit hergestellt, die neben der Vegetationskundigkeit auch eine Kenntnis der Besitzverhältnisse und der Nutzungsabsichten der BesitzerInnen der Landschaft einschließt. Die Ortskundigkeit ist lokal gebunden und kann nur begrenzt von der Steiermark auf Wien übertragen werden.
- Weil sie sich Land und Leuten ihrer Heimat zugehörig fühlt, geht Angelica ganz selbstverständlich davon aus, auch die Wirtschaftsflächen der anderen Bauern und Bäuerinnen betreten und dort sammeln zu dürfen. Nicht jedes beliebige Stück Land ist Gemeingut, das sie gemeinsam mit anderen nutzen kann, sondern nur das Land, zu dem sie persönlichen Bezug hat. Dabei ist nicht Besitz oder Eigentum ausschlaggebend, sondern die persönliche Beziehung zu Land und Leuten oder zu Leuten, die mit Land und Leuten vor Ort persönliche Beziehungen haben.
- In der fremden Landschaft werden die als wenig genutzt/besetzt/bewacht gedeuteten Standorte die ersten Sammelorte. Erst, wenn Angelica, die um die möglichen Bewirtschaftungsarten aus ihrer Erfahrung weiß, (deshalb kann sie bewirtschaftete von nicht bewirtschafteten Flächen unterscheiden) sich Ortskundigkeit und Wissen um

lokale Bewirtschaftungsweisen erworben hat, sammelt sie auch von bewirtschafteten Flächen.

7 Zusammenfassung und Ausblick

Landschafts- und Freiraumplanung ist meist Planung für allgemein zugängliche Freiräume. Oft ist die Auftraggeberin eine Gemeinschaft oder eine die Güter der Gemeinschaft verwaltende Institution. Aufgrund ihrer Positionierung innerhalb der institutionellen Planungshierarchie sind die Planungsinstrumente der Freiraum- und Landschaftsplanung besonders gefährdet, den Prozess der ‚Verallgemeinerung‘ zu unterstützen. Es besteht die Gefahr, Freiräume einer Gemeinschaft mit allgemeinen Freiräumen zu verwechseln. Die gute Brauchbarkeit der gemeinsamen Freiräume ist Voraussetzung für selbstbestimmtes Handeln vor Ort. Allgemeine Freiräume suggerieren eine solche Autonomie lediglich. Geschaffen und erhalten werden können Freiräume nur durch die NutzerInnen selbst. Verallgemeinerte Planung für eine Institution kann keine Autonomie der Betroffenen bewirken. Das wäre ein Widerspruch in sich.

Ein Plan ist immer eine selektive und absichtsvolle Beschreibung und Interpretation der Wirklichkeit. Mit einem Plan bezieht die PlanerIn Stellung zur Wirklichkeit. Sie kann die Perspektive der Allgemeinheit oder der Gemeinheit (*commons*) reproduzieren. Beide Wirklichkeiten sind in den Freiräumen angelegt, und beide bedürfen der wiederholten Reproduktion und Bestätigung, um wirksam zu werden oder zu bleiben. Mit der Anerkennung und Interpretation der Eigenmacht von Sammlerinnen – wo sie war und wo sie ist – zeige ich, dass diese Gemeinheit vorhanden ist und bestätige ihre Bedeutung als Bedingung für das Sammeln.

Die von mir befragten Frauen sammeln in der ihnen zugänglichen Landschaft. Sie sammeln auf Land, das sich zumeist nicht in ihrem Besitz befindet und auf dem andere die HauptnutzerInnen sind. Dies ist möglich, weil der Zugang zum Land als *commons* betrachtet wird. Gemeinsame Freiräume sind *commons*. Wie Freiräume entstehen auch *commons* im Gebrauch und werden der jeweiligen Gemeinschaft und dem jeweiligen Gemeingut ständig angepasst. *Commons* gehen verloren, wenn sie außer Gebrauch kommen.

Artenvielfalt, Landschaftsvielfalt und Gebrauchswissen als Voraussetzungen für das Sammeln sind in vielen Generationen entstandene Ergebnisse des Umgangs mit Land und Pflanzen. Sie sind gemeine Produkte einer weitreichenden Gemeinschaft, zu der hier auch die vergangenen und die kommenden Menschen, Pflanzen und Orte zählen. Die Sammlerinnen drücken ihr Verständnis der Vielfalt als Gemeingut aus, indem sie sie fördern, wo es ihnen möglich ist, und indem sie ihr Wissen über und ihre Freude an der Vielfalt mit Interessierten teilen.

Über die Sammelethik wird vergangenen und kommenden Generationen sowie den Pflanzen und dem Land, auf dem sie wachsen, Respekt erwiesen. Die Sammelethik ist im persönlichen Tun begründet. Indem die sammelnden Frauen den Pflanzen sinnliche,

emotionale und spirituelle Achtsamkeit entgegen bringen, geben sie ihrer Beziehung zu ihnen eine eigene Bedeutung. Sie nehmen sie in ihre Versorgungsgemeinschaft, in die Gemeinschaft derer, für die sie Sorge tragen, auf. Der spirituelle Zugang zu den Pflanzen erleichtert es den Sammlerinnen, sich dem ökonomischen Erklärungsimperativ für ihr Handeln zu entziehen. Ich spreche von einer spirituellen Sichtweise, weil hier durch das Handeln mit Lebewesen eine Beziehung eingegangen wird, mit denen nach naturwissenschaftlicher Ansicht keine direkte Kommunikation möglich ist (Kaller-Dietrich 2001).

Das Gebrauchswissen über das Sammeln steht den einzelnen Frauen nur fragmentarisch zur Verfügung. In seiner *Gesamtheit* ist Gebrauchswissen immer in der Gemeinschaft verankert, und daher sind die Sammlerinnen als Trägerinnen dieses Wissens auf die Gemeinschaft angewiesen. Wenn die Frauen vom Sammeln sprechen, reden sie oft in der ersten Person Plural. Sie bringen damit zum Ausdruck, dass sie Trägerinnen eines gemeinsamen Wissens sind und dass ihr Tätigsein in eine Gemeinschaft eingebettet ist (Polanyi 1944).

Es war für mich schwierig, dieses ‚Wir‘ zu benennen. Das vernakuläre ‚Wir‘ ist im Zusammenhang mit dem Begriff *commons* zu verstehen. In einem gemeinen Selbstverständnis kann *gesprochen* werden, aber eine Sprache, um über das Gemeine zu *schreiben*, muss erst gefunden und geübt werden. Vielleicht kann der ‚Wir‘-Begriff der ‚Frauen des Mailänder Frauenbuchladens‘ diesen Prozess unterstützen. Sie schlagen ein „Denken in Beziehungen“ vor (Donne di Milano 1996, 46).

Als Enteignung von Gemeingut durch Verallgemeinerung interpretiere ich jenen wissenschaftlichen Umgang mit Überlieferungen und Gebrauchswissen, der dieses Wissen als statisch und abgeschlossen dargestellt und katalogisiert, wie es in wissenschaftlicher Literatur zu diesem Thema häufig praktiziert wird. Mit der Darstellung von Gebrauchswissen als Relikt aus der Vergangenheit wird der Wert für die Gegenwart und für seine gegenwärtigen Trägerinnen, sowie deren kreative Leistung im Umgang mit diesem Wissen, missachtet.

Auch die Besetzung von Land durch Industrie, Verkehr, Naturschutz und Militär sollte unter dem Aspekt der Enteignung des Zugangs zum Land betrachtet werden. Ebenso wie die unmittelbare Enteignung und die Zerstörung von Sammelorten durch Versiegelung oder extreme Verschmutzung beeinträchtigen unabsichtliche, aber von den VerursacherInnen in Kauf genommene Folgen der Industrialisierung die Sammelmöglichkeiten.

Die Gesetzgebung setzt die Enteignung von Gemeingut mit Zwang durch. Der Begriff des Allgemeinguts oder Allgemeinwohls, mit dem diese Enteignung begründet wird, erschwert es den Betroffenen, sich dagegen zu wehren. Am Beispiel der Sammeltätig-

keit und der sie betreffenden Gesetzgebung könnte die Geschichte des Gemeinguts und seiner Beziehung zwischen der Mehrheit der Landlosen und der Minderheit der Landbesitzenden nachgezeichnet werden. Es könnte sich herausstellen, dass jene, das Gemeingut gefährdende ‚Verallgemeinerung‘ und Privatisierung des Landes, noch nicht abgeschlossen ist.

Eine Verallgemeinerung von Land betrifft auch die Enteignung von Sammelorten durch Flächenwidmung als Naturschutzgebiete, in denen selbst häufige Pflanzen nicht gesammelt werden dürfen. Solche Verbote nehmen weder auf räumliche und arttypische Besonderheiten der Pflanzen noch auf das vorhandene Wissen und den bisherigen Umgang der Menschen mit den Pflanzen und dem Land Rücksicht. Mit dem Verbot, unter Naturschutz stehende Pflanzen zu sammeln, und mit dem Verbot, Pflanzen in Naturschutzgebieten zu sammeln, wird den SammlerInnen ihr Wissen über die Regenerationsbedingungen der von ihnen gesammelten Pflanzen und ihr vorsorgender Umgang mit ihnen in Abrede gestellt.

Wird die Verantwortung für das Land als Auftrag an die Gemeinschaft zurückübertragen, werden die Bräuche und Regeln, die die Eigenverantwortung begleiten, ersetzt durch Vorschriften und Sanktionen. Dieser Vorgang ist keine Aufhebung der vorangegangenen Enteignung oder Entmündigung, sondern deren konsequente Fortführung.

Geht die tätige Eigenverantwortung verloren, verschwindet mit der Zeit auch das Wissen, das einen die Reproduktion der Sammelorte gewährleistenden Umgang mit den Pflanzen ermöglicht. Die in den Naturschutzvorschriften unterstellte mangelnde Fähigkeit zu einem eigenverantwortlichen Umgang mit sammelbarer Vegetation ist nicht Ursache, sondern Folge der Durchsetzung der Sammelverbote.

Literatur über das Sammeln gibt es fast nur im Zusammenhang mit JägerInnen- und SammlerInnen-Gesellschaften oder im Rahmen von Forschungen über bäuerliches Wirtschaften. Die Trägerinnen des Sammelwissens werden am zeitlichen oder räumlichen Rande der Industriegesellschaften oder außerhalb dieser gesucht. Unabhängig davon, wo und für welche Zeit sie beschrieben werden, scheint sie schon die Tatsache, dass sie Trägerinnen dieses Wissens sind, an den Rand der Industriegesellschaft zu verweisen. Dies ist eine Standortbestimmung innerhalb von Herrschaftsstrukturen. Dabei wird die Möglichkeit ausgeblendet, dass an Subsistenz orientierte Eigenmacht auch für ins kapitalistische Gesellschaftssystem integrierte Frauen möglich ist, die, obwohl sie Teil dieses Systems sind, sich ihm in ihrem Tätigsein nicht unterwerfen.

Diese Eigenmacht wächst mit der Erfahrung und dem Wissen der Frauen, und entgegen aller Prognosen von Wissenschaft und Wirtschaft, welche – zumindest für Mitteleuropa – die Abkehr von der Subsistenz zugunsten der Warenwirtschaft erwarten. Aber die Eigenmacht der Sammlerinnen wächst nicht von selbst, sondern weil sie sich diese tätig

und aufmerksam aneignen. Die Frauen, die in Österreich Wildkräuter sammeln, sind nicht als Sammlerinnen auf die Welt gekommen, sondern sie haben das Sammeln gelernt, und sie lernen ständig dazu.

Ich nenne das Wissen, das zum Sammeln gehört, Wegwissen. Es setzt sich zusammen aus mentalen und sinnlichen Erinnerungen und Erfahrungen, mündlich überlieferten und gelesenen Geschichten und Rezepten, eigenen Überlegungen sowie deren Bestätigung und Modifizierung im Gebrauch. In vernakulären Zusammenhängen haben die Frauen den Grundstock dieses Wissens erworben, weil sie versorgt wurden, weil sie zum Sammeln mitgenommen und angehalten wurden, weil sie bei der Verarbeitung der Wildkräuter zuschauen konnten und mitmachen durften.

Das Geschickt-Werden steht an der Schwelle vom Mitmachen zum selbständigen Tätigsein. Bis hierher wurde die Motivation der Sammlerinnen gestützt und gerichtet durch die Beweggründe derer, von denen sie lernten und zum Teil immer noch lernen. Dass die Frauen ihrem Tun eine Bedeutung geben, die sie selbstbestimmt definieren, macht ihr Tätigsein zu einem eigenmächtigen Tätigsein. Das Sammeln hat für die Frauen Sinn und Nutzen: Sie verkochen die Kräuter, verwenden sie als Gewürze, verarbeiten sie in Likören und bevorraten sie. Produkte aus eigener Ernte haben einen anderen Geschmack als Gekauftes, und oft gibt es vergleichbare Produkte gar nicht zu kaufen. Auch die Erinnerung an das Sammeln und die daran geknüpften Beziehungen zur Pflanze sind genießbarer Bestandteil der Kräuter, und gehören zum Qualitätsbegriff der Sammlerinnen. Nach ihren eigenen Maßstäben können die Frauen die Qualität der selbsterhobenen Kräuter besser beurteilen als jene der Gekauften. Die Sammlerinnen definieren den Begriff Qualität der Kräuter anders als jene, die Regeln der Vermarktung von Wildkräutern festlegenden ExpertInnen.

Das Kennenlernen und die Verwendung der Pflanzen, sind sinnliche Erfahrungen. Die Frauen lernen die Pflanzen kennen, indem sie sie genau anschauen, ihren Duft wahrnehmen, sie mit ihren Wuchsorten in Zusammenhang bringen, sie in die Hand nehmen, ihren Geschmack wahrnehmen. Auch wissenschaftliche Erkenntnisse wie das botanische System der Pflanzenfamilien gehören zum Gebrauchswissen der Sammlerinnen.

Die Bestätigung ihrer Fähigkeiten beim sammelnden Tätigsein verleiht den Frauen Unabhängigkeit und zugleich den Eindruck, mit der Natur verbunden, in ihr geborgen zu sein. Die Eigenmacht der Sammlerinnen besteht nicht in ihrer materiellen oder immateriellen Unabhängigkeit *von* der Natur, sondern sie entsteht als Unabhängigkeit *in* der Natur, mit der sie bewusst eine wechselseitige Beziehung eingehen.

Als Folge der Bewirtschaftung wandeln sich Beschaffenheit und Zugänglichkeit des Landes für das Sammeln ebenso, wie sich die Wege, die Menschen in der Flur zurücklegen und die Art, diese zurückzulegen verändert haben.

Die „zugängliche Landschaft“ (Kurz 1998, 11) ist gekennzeichnet durch ein dichtes und durchlässiges Erschließungsnetz. Dieses zu erhalten kann sich nur leisten, wer Möglichkeiten findet, die Wege durch Nutzung zu erhalten, wie das in der bäuerlichen Landwirtschaft geschieht. Zugänglich wird eine Landschaft auch dadurch, dass man in und mit ihr zu tun hat, was bis in die 1960er Jahre für wesentlich mehr Menschen zutrifft als heute. In der zugänglichen Landschaft muss man für das Sammeln nicht weit vom Wege abweichen, und auch die Wege selbst sind geeignete Sammelorte.

Mit Flurbereinigungen wird eine Funktionalisierung der Flächen angestrebt und die Konzentration von Besitz und Arbeit in der Landwirtschaft auf wenige Personen ermöglicht. Das Wegenetz wird weitmaschiger, nur noch geringe Flächenanteile sind vom Weg aus erreichbar. Die Erreichbarkeit der Flächen ist in dieser „verschlossenen Landschaft“ (Kurz 1998, 11) nicht von Interesse, da nur mehr wenige Menschen auf dem Land zu tun haben und diese wenigen gut motorisiert sein müssen, um die riesigen Flächen zu bewältigen. Die Ernte am Wegrand wird zum Abfall, insbesondere dann, wenn sie nicht mehr den BäuerInnen, also den Gemeindemitgliedern, obliegt, sondern den Gemeindeverwaltungen. Das Sammeln wird folglich auch für die in der Landwirtschaft Arbeitenden von der Nebenberufstätigkeit zur zusätzlichen Tätigkeit. Für die von der Landwirtschaft ausgeschlossene Mehrheit der Menschen wird es durch die Funktionalisierung des Lebens in der Industriegesellschaft zur Freizeitbeschäftigung auf einem Spaziergang, für den sie sich zusätzlich Zeit nehmen.

Die Frauen, die auf dem Land leben, kennen zumeist auch die LandbesitzerInnen persönlich und damit die Wirtschaftsweisen auf ihren Sammelorten. Sie wissen, wie sie sich auf den jeweiligen Flächen verhalten müssen, um geduldet zu werden. Ihre Ortskenntnis ermöglicht es ihnen, das Repertoire ihrer Sammelorte auf Äcker auszudehnen, die ertragreiche Sammelorte vor allem für einjährige Pflanzen und Wurzelunkräuter sein können. Schwieriger zu beschaffende Informationen über die Besitzverhältnisse, Unsicherheit über die Bewirtschaftungsverhältnisse und die Scheu davor, Äcker zu betreten, halten die Städterinnen unter meinen Gesprächspartnerinnen davon ab, auf Äckern zu sammeln.

Weiden sind ganzjährig nutzbare, trittresistente Sammelorte, auf denen vor allem Heilkräuter zu finden sind. Wiesen sind jene Landschaftsräume, auf denen die spontane Vegetation gezielt durch die Bewirtschaftung beeinflusst wird. Wiesen, die gesundes Viehfutter tragen, sind auch als Sammelorte am besten geeignet.

Die Begriffe ‚Brache‘, ‚Gstett‘, ‚Wildnis‘ und ‚Verwildern‘ sind Schlüsselbegriffe im Umgang der Sammlerinnen mit nicht bewirtschaftetem Land. Der Begriff ‚Brache‘ weist am deutlichsten auf die Vor- und Nachnutzung eines Stückes Land hin. ‚Brachen‘ waren gängige Sammelorte. Heute sind ‚verwilderte‘ Orte bei den Frauen beliebter. Der

Begriff ‚verwildern‘ drückt nachlassendes Nutzungsinteresse aus. Der Begriff ‚Wildnis‘ blendet die Nutzung völlig aus. Welcher Begriff verwendet wird, hängt oft stärker ab von der Interpretation der BetrachterInnen als vom tatsächlichen Nutzungsstatus einer Fläche oder der Absicht der BewirtschafterInnen. Als Sammelort scheint unbewirtschaftetes Land auf den ersten Blick weniger problematisch zu sein, da es nicht mit Agrargiften behandelt wird und da sein Betreten niemandes Produktionsertrag schmälert. Wenn die Frauen über wenig Zugang zu Informationen über Besitz- und Nutzungsverhältnisse verfügen, steigt ihre Nutzungssicherheit mit sinkender landwirtschaftlicher Nutzungsintensität. Besitzen sie mehr Informationen über das Land, können sie auch im bewirtschafteten Gebiet geeignete Sammelorte auswählen, und gleichzeitig verschiebt sich ihre Interpretation dessen, welches Land sie als bewirtschaftet betrachten, zugunsten des bewirtschafteten Landes.

Der Wald ist der am häufigsten genannte Sammelort. Im Wald fällt Betretungsmöglichkeit mit Betretungsfreiheit ohne zeitliche Einschränkungen zusammen. Das Kräutersammeln wird im österreichischen Forstgesetz nicht erwähnt, also weder geschützt noch behindert. Die Sammlerinnen nehmen an, dass der Wald nicht mit Agrarchemikalien behandelt wird. Der Wald ist ein produktiv genutzter und daher meist gepflegter und zugänglicher Ort. Sammelnutzung und Holznutzung beeinträchtigen einander nicht. Oft ist auch heute noch der Wald als Besitz einer Gemeinschaft im Grundbuch eingetragen, oder es gibt Regelungen, die trotz einer Parzellierung eine gemeinschaftliche Nutzung vorsehen. Diese Form des Umgangs zeichnet den Wald als Regeln unterworfenen Gemeingut aus. Das Forstgesetz macht ihn außerdem zum Allgemeingut. In diesem Fall ersetzt das Allgemeingut nicht das Gemeingut und die gemeinschaftlich geregelte Nutzung. Zu klären wäre die Frage, ob eine Tendenz zu einem solchen Ersatz besteht, und welche Folgen das hätte.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass trotz institutioneller Zugriffe auf das Land, das Wissen und die das Sammeln betreffenden Handlungsmöglichkeiten eine lebendige Sammelkultur besteht. Die kräutersammelnden Frauen machen die Erfahrung, dass das Sammeln mehr wird, je intensiver sie sich damit beschäftigen. Die Sammelmöglichkeiten sind ein Freiraum, den sie durch ihr Tätigsein immer wieder neu herstellen und sichern.

In meiner Diplomarbeit frage ich Frauen in Österreich, wo und warum sie Wildkräuter sammeln und wie sie das gelernt haben. Als Folge industrieller und agroindustrieller Landnutzung werden die Orte, an denen gesammelt werden kann, knapp, und die für das Sammeln zusätzlich erforderliche Zeit wird länger.

Obwohl die Landschaft in der Umgebung meiner Interviewpartnerinnen für das Sammeln alles andere als ideal ist, halten sie an ihrer Sammeltätigkeit fest. Aus einer kapitalistischen Perspektive erscheint dies anachronistisch. Aus diesem Grund befürchten WissenschaftlerInnen im deutschsprachigen Raum, dass das Sammeln von Wildkräutern eine verschwindende Kulturtechnik ist, und dass das für das Sammeln erforderliche Gebrauchswissen in Vergessenheit gerät oder bereits unwiederbringlich verloren ist. Aus der Perspektive der Sammlerinnen ist das Sammeln lebendige Tätigkeit, deren Bedeutung mit ihren Erfahrungen wächst. Sie haben die Grundlagen über die Verwendung von Wildpflanzen im Elternhaus gelernt, zumeist von ihren Müttern und Großmüttern. Nachdem ihr Interesse an Wildpflanzen erwacht ist, haben sie Wege gefunden, auf bereits gemachte Erfahrungen aufbauend ihr Wissen mithilfe ihrer Sinne selbständig zu erweitern.

Zum Sammeln brauchen sie Zugang zu Land, das ihnen nicht gehört. Sammlerinnen nutzen das Land als Gemeingut, und auf diese Weise tragen sie dazu bei, dieses Gemeingut lebendig zu erhalten.

Abstract

In my thesis I asked women in Austria where and why they gather wild herbs and how they had learned how to do it. The places where plants can be gathered are getting scarce, and the extra time necessary for gathering is growing longer as a consequence to industrial and agroindustrial use of land. Even though the landscape which surrounds my interview partners in Upper Austria and Vienna is nothing less than perfect for gathering plants for consumption, the women stick to their gathering-activities. From a capitalist point of view this seems anachronistic and senseless. This is why scientific writers in German speaking Europe express a fear that gathering herbs is a diminishing activity and that therefore the abilities needed for gathering herbs are in danger to become extinct or have vanished already.

But the women I questioned are gathering wild herbs for consumption, and they express that from their perspective. Gathering activities and networks are growing, as they continue and enlarge their own gathering experiences. They have learned the basics about the use of wild plants at home, mostly from their mothers and grandmothers. As their

interest in wild herbs has been growing, they have also been finding ways to enlarge their knowledge themselves by using their senses and building up on experiences already made.

For herb gathering they need access to land which does not belong to them. Gatherers use the land as a common, and doing so, they help keeping these commons alive.

9 Anhang

9.1 Formular für Leitfadeninterview zum Thema Sammeln von Wildgemüse und Heilpflanzen

Name Datum, Ort
Adresse
Kontakt (mail, Telefon, Firma?)

Wann und wo kann ich Sie noch einmal treffen?

Persönlich
Über Kontakt

Wie darf ich im Falle der wissenschaftlichen Veröffentlichung mit Ihren Daten umgehen?

Eckdaten

Geschlecht
Geburtsjahr
Beruf/ Haupteinkommensquelle
Stand (mit wie vielen Personen leben Sie im Haushalt zusammen?)

Sind Sie Mitglied in Vereinen bzw. besuchen Sie regelmäßig Veranstaltungen mit Bezug zur Sammeltätigkeit.

Persönliche Verbindungen zu anderen SammlerInnen?

Publikationen (Bücher, Zeitungsausschnitte, Radio,..)

Sammelgebiet

thematisch
welche Pflanzen
für welchen Zweck
andere Kategorien
geografisch

Hiermit bestätige ich, _____, die Richtigkeit der o.g. Daten. (Vor- und Zuname der/ des Interviewpartnerin/ers)

Unterschrift

Ort, Datum

9.2 Leitfaden

- Weg** Wie sind Sie zum Sammeln gekommen?
Von wem haben Sie gelernt? Woher kam das Interesse? Wie und an wen geben Sie es weiter?
- Motivation** Was gibt Ihnen das Sammeln?
- Zeit** Wie ist das Sammeln in Ihren Alltag und in den Jahreslauf eingebunden?
(Falls die Frage unklar ist): Gehen Sie alleine oder mit anderen gemeinsam?
Kombinieren Sie das Sammeln mit anderen Tätigkeiten, oder gehen Sie ‚extra‘ Sammeln?
- Wandel** Wie hat sich diese Tätigkeit im Lauf der Zeit verändert?
- Vernetzung** Gibt es Bräuche oder Traditionen in Ihrem Umfeld, in denen die Sammeltätigkeit Platz hat? Wo findet Vernetzung mit anderen Sammlerinnen statt?
- Landschaft** Wo gehen Sie sammeln?
Warum sind gerade die Sammelorte, die Sie genannt haben, so gut geeignet? Welche Orte sind weniger geeignet und warum?
- Probleme** Welche Probleme gibt es beim Sammeln von Wildpflanzen und wie gehen Sie damit um?
Wo kann man Sammeln, wo nicht?
- Beispiel** Erzählen Sie mir die Geschichte Ihrer Lieblingspflanze:
Wie haben Sie ihre Lieblingspflanze kennen gelernt?
Was machen Sie damit?
Welche Anekdoten gibt es dazu?
- Anderes** Gibt es noch irgendetwas, das jetzt in unserm Gespräch noch nicht vorgekommen ist, das Ihnen aber wichtig ist im Zusammenhang mit dem Sammeln?

9.3 Liste der Leitfadeninterview- und Gesprächsprotokolle

Person	Ort	Datum	Protokoll	Interviewdauer und Systematik	
Angelica	Wien	02.12.03	3 Seiten	1A	Interview 25min
Daphne	Wien	12.12.03	3 Seiten	1A	Interview 30min
Daphne	Wien	25.03.03	2 Seiten	Vo	Vortrag 50min
Erica	Wien	10.12.03	4 Seiten	1A	Interview 50min
Erica	Zöbern	08.06.03	2 Seiten	Ge	Gespräch 30min
Iris	Wien	22.10.03	6 Seiten	1A, 1B	Interview 60min
Jasmin	Oberösterreich	22.01.04	3 Seiten	1A, 1B	Interview 40min
Margarita	Wien	28.10.03	3 Seiten	1A, 1B	Interview 60min
Melissa	Wien	25.11.03	4 Seiten	1A, 1B	Interview 60min
Rosa	Wien	28.09.03	2 Seiten	1A,	Interview 20min
Silene	Oberösterreich	26.01.04	5 Seiten	1A, 1B, 2A	Interview 90min
Thea	Wien	03.12.03	5 Seiten	1A, 1B, 2A	Interview 80min
Veronica	Oberösterreich	12.01.04	5 Seiten	1A, 1B	Interview 50min
Viola	Oberösterreich	25.12.03	5 Seiten	1A, 1B	Interview 60min
Viola	München	o.J.	4 Seiten	Br	Broschüre

9.4 Materialsammlung als Beilage

Literaturverzeichnis

Amann, Christof 1999: Landschaft – ein Widerspruch. In: **Haberl**, Helmut (Ed.) 1999: Kulturlandschaftsforschung. iff-Texte Band 5. Wien: Springer. S 31-36

Appel, Andrea 1991: Reisen ohne das Weite zu suchen. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel. In: **Appel**, Andrea/ **Scheidl**, Werner/ **Mehli**, Reto 1992: Reise oder Tour? Notizbuch 26 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. S 9-71

Appel, Andrea/ **Scheidl**, Werner/ **Mehli**, Reto 1992: Reise oder Tour? Notizbuch 26 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation.

Auel, Jean Marie (1981) 2004: Ayla und der Clan des Bären. Roman. Aus dem Amerikanischen von Mechthild Sandberg. München: Heyne

Auerswald, Birgit 1996: Nahrhafte Spontanvegetation. In: **Bellin**, Florian (Ed.) 1996: Land und Lüge. Geschichten zur Landschaft. Notizbuch 42 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. S 209-306

AutorInnenkollektiv, 1992: Ein Stück Landschaft – sehen, beschreiben, verstehen. Zum Beispiel Limberg in der Steiermark. Studienarbeit zur Vegetationsausstattung im Studiengang Landschaftsplanung der GHK in Zusammenarbeit mit StudentInnen der Boku Wien, der Uni Bremen, der Uni Hannover und der Fachhochschule Osnabrück. Wien-Kassel

AutorInnenkollektiv, 1993: Chikago – Weichenberg. Landschaftsplanungsseminar nach den Erfahrungen bei den Kompaktseminaren der GH Kassel. Fachbereich 13. Aufenthalt in Weichenberg, Gemeinde Rudersdorf, Südburgenland: 29. Mai bis 6. Juni 1993. (Wege einer Annäherung in einer Landschaft). Universität für Bodenkultur Wien

AutorInnenkollektiv, 2000: Altenburg 2000. Vegetationskunde als landschaftsplanerisches Handwerkszeug. Seminarbericht im SS 2000. Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie. Arbeitsbereich Landschaftsplanung. Seminarbericht an der Universität für Bodenkultur Wien

AutorInnenkollektiv 2001: Der Gartenbau in vier Abteilungen oder die Haus-Gemüsewirtschaft. 13. PlanerInnenSeminar vom 2.-10. Juni in Großstelzendorf, Göllersdorf – Weinviertel. Notizbuch 57 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation

Baier, Andrea 2002: Krautbundsammeln – Ein Kraut gegen die Auswüchse der Moderne? Bericht über die Veranstaltung/Talkrunde „Die Kroutwigge – Wiederbelebung einer alten Tradition? Am 9.1.2002 in Borgentreich im Rahmen der Ausstellung „Ohne Menschen keine Wirtschaft“

Baß, Heilfried 1946: Speik 500 Faß zu 50 Kilo greifbar. Als es in der Steiermark noch keine Naturschutzverordnung gab. Murtaler Zeitung vom 17.08.1946

Bauer, Ingrid 1995: Ackerbrache und Flächenstilllegung. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel. In **Böse-Vetter**, Helmut (Ed.) 1995: Alles Quecke... . Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. Notizbuch 36 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation: S 78-191

Bayer, Julia 1995: Volksmedizin in Oberösterreich. in Teilen des Traunviertels, Hausruckviertels und Innviertels. Diplomarbeit an der Universität Wien

- Bellin, Florian** (Ed.) 1996: Land und Lüge. Geschichten zur Landschaft. Notizbuch 42 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Bellin, Florian** (Ed.) 1999: Gagel, Speik und Wegerich. Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Bellin, Florian** 2000: Sammeln ohne zu säen. In: **AutorInnenkollektiv**, 2001: Der Gartenbau in vier Abteilungen oder die Haus-Gemüsewirtschaft. 13. PlanerInnenSeminar vom 2.-10. Juni 2000 in Großstelzendorf, Göllersdorf – Weinviertel. Notizbuch 57 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation S 171-181
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Mies, Maria** 1997: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München: Frauenoffensive
- Böse-Vetter, Helmut/ Hülbusch, Karl-Heinrich** (Ed.) 1995: Alles Quecke... . Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. Notizbuch 36 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Briemle, Gottfried/ Fink, Conrad/ Hutter, Claus-Peter** 1993: Wiesen, Weiden und anderes Grünland. Biotope erkennen, bestimmen, schützen. Stuttgart: Weitbrecht
- Buchgraber, Karl** 1997: Grünlandwirtschaft in Österreich. In: **Urban, Hermann** (Ed.): Wo i leb... . Kulturlandschaften in Österreich. Ausstellung vom 16. Mai bis 14. September 1997. Ein Projekt im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Kulturlandschaft“. Linz: Stadtmuseum Nordico
- Christanell, Anja** 2003: Wildsammlung in Kartitsch, Osttirol. Eine ethnobotanische Untersuchung des Sammelns, der SammlerInnen und der von ihnen genutzten Pflanzenarten. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Cooperative Landschaft** (Ed.) 1998: Vom Weg in die Landschaft. Beiträge zur Landschaftsplanung, Vegetationskunde und bäuerliche Agrarkultur. Schriften der Cooperative Landschaft 06. Wien
- Cooperative Landschaft** (Ed.) 2000: Gebrauchsgeschichten rund um Wildgemüse und Wildobst. Über das vegetations-kundige Botanisieren. Schriften der Cooperative Landschaft 05. Wien
- Diotima**, 1999: Jenseits der Gleichheit. Über Macht und die weiblichen Wurzeln der Autorität. Königstein: Helmer
- Deissen, Eva** 2004: Lauch gibt Bärenkraft. Rubrik ‚Marktforschung‘ im VOR-Magazin 4/2004. Wien: Verkehrsverbund Ost-Region (Ed.) S 8
- Dohmeier, Hans-Joachim/ Janson, Erich** 1983: Zum Töten von Fliegen und Menschen. Dioxin – Das Gift von Seveso und Vietnam und wie wir täglich damit in Berührung kommen. Reinbek: Rowohlt
- Engelsberger, Margarete** 1989: Volksmedizinische Verwendung von Arzneipflanzen im mittleren und oberen Mühlviertel. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Esteva, Gustavo** (1992) 1995: Fiesta – Jenseits von Entwicklung, Hilfe und Politik. Frankfurt: Brandes & Apsel/ Südwind
- Fairlie, Simon/ Hildyard, Nicholas/ Lohmann, Larry/ Saxton, Sarah** (1992): Reclaiming the *Commons*. In: Whose Common future? The Ecologist, 22/4 1992. (Im Dezember 2004: <http://www.psa.ac.uk/cps/1995%5Cecol.pdf>)

- Findeis**, Maria 1947: Wildgemüse und Heilkräuter in der Nähe der Großstadt. Eine Anleitung zum Erkennen und Sammeln. Wien: Raimund Partl (Nachgedruckt in: **Cooperative Landschaft** (Ed.) 2000: Gebrauchsgeschichten rund um Wildgemüse und Wildobst. Über das vegetations-kundige Botanisieren. Schriften der Cooperative Landschaft 05. Wien: S 1-45)
- Fromm**, Erich (1979) 1981: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft München: dtv
- Galtung**, Johan (1975): Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek: Rowohlt
- Gindl**, Michaela 2000: „Do is jo Speik in Hülle und Fülle – Vom Ausrotten überhaupt ka Red’.“ Von der Nutzung zum Verbot. Über SammlerInnen, bäuerliche Naturbeziehungen und die bürgerliche Naturschutzbewegung am Beispiel des Echten Speik. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Ginzburg**, Carlo 1995: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin: Klaus Wagenbach
- Girtler**, Roland 1996: Sommergetreide. Vom Untergang der bäuerlichen Kultur. Wien: Böhlau
- Göranzon**, Bo/ **Florin**, Magnus (Ed.) 1992: Skills and Education. Reflections and Experience. London: Springer
- Greif**, Franz o.J.: Agrarstrukturwandel in Österreich – ein Überblick. Wien (im Mai 2004: http://www.uni-klu.ac.at/geo/lv_online/greif2001.html)
- Gronemeyer**, Marianne 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Reinbek: Rowohlt
- Groeneveld**, Sigmar 1984: Agrarberatung und Agrarkultur. In: **Groeneveld**, Sigmar 1996: Agrarberatung und Agrarkultur. Und einige andere Texte. Neu aufgelegt und dem Autor zum 60. Geburtstag gewidmet von der AG Freiraum und Vegetation. Notizbuch 43 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Gruber**, Gabriele Maria 1995: Heimat, ein Bauch. Das Bilderbuch zur Ausstellung. im Rahmen des Festivals der Regionen Oberösterreich. Ried im Traunkreis. Eigenverlag.
- Haberl**, Helmut (Ed.) 1999: Kulturlandschaftsforschung. iff-Texte Band 5. Wien: Springer
- Hanf**, M. 1966: Entwicklung und Ausmaß der Pflanzenschutzmittel-Anwendung. In: Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz. Nr. 73. In: **Dohmeier** Hans-Joachim/ **Janson** Erich 1983: Zum Töten von Fliegen und Menschen. Dioxin – Das Gift von Seveso und Vietnam und wie wir täglich damit in Berührung kommen. Reinbek: Rowohlt
- Hanf**, Martin 1990: Farbatlas Feldflora. Wildkräuter und Unkräuter. Stuttgart: Ulmer
- Hazzi**, Joseph von (1804) 1928: Neuester Katechismus des Feldbaus zum allgemeinen Gebrauch der Landwirthe, Bauern und besonders auch der Landschulen. München: Fleischmann
- Heisting**, Andrea 2001: Die Saat der Bäuerinnen. Saatkunst und Kulturpflanzen in Südtirol. Innsbruck: Löwenzahn

Hinterdorfer, Norbert 1989: Volksmedizinisch verwendete Drogen und Hausmittel im unteren Mühlviertel. Diplomarbeit an der Universität Wien

Hobsbawm, Eric/ **Ranger**, Terence (1983) 1989: The Invention of Tradition. Cambridge: University Press

Hülbusch, Inge Meta (1978) 1981: Innenhaus und Aussenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel. Schriftenreihe 01 der Organisationseinheit Architektur – Stadtplanung - Landschaftsplanung. Heft 033. Kassel: Gesamthochschule Kassel

Hülbusch, Karl-Heinrich 1986: Futterqualität und Tiergesundheit oder: Das Grünland im Lichte des ‚Lehrbuchs der biologischen Heilmittel‘ (Madaus G. 1938). In: **Bellin** Florian (Ed.) 1999: Gagel, Speik und Wegerich. Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation: S 65-69

Illich, Ivan 1982: Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek: Rowohlt

Illich, Ivan (1983) 1995: Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit. München: Beck

Inhetveen, Heide 2000: Wurzbüschel – ein Dokument traditionellen Kräuterwissens von Landfrauen. In: **Meyer-Renschhausen**, Elisabeth/ **Holl**, Anne (Ed.) 2000: Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck: Studienverlag S 196-216

Jauschneg, Martina 2001: I moch d’ Orbeit zu 99% allan! Perspektiven und Handlungsfreiräume in den Lebensplänen der Bäuerinnen – ein landschaftsplanerischer Beitrag zur Landbewirtschaftung am Beispiel von Hofwirtschaften im Naturpark Südsteirisches Weinland. Diplomarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien

Kant, Immanuel (1781) 1995: Kritik der reinen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp

Kaller-Dietrich, Martina 2001: Essen machen und Spiritualität. Ein Beispiel aus Mexico. In: **Kaller-Dietrich**, Martina/ **Schweighofer**, Annemarie (Ed.) 2001: Frauen kochen. Kulturhistorisch- anthropologische Blicke auf Kochen, Küche und Essen. Innsbruck: Studienverlag: S 19-50

Kaller-Dietrich, Martina 2002: Macht über Mägen. Essen machen statt Knappheit verwalten. Haushalten in einem süd mexikanischen Dorf. Wien: Promedia

Klapp, Ernst 1936: Standorte, Pflanzengesellschaften und Leistung des Grünlandes. Am Beispiel thüringischer Wiesen. Stuttgart: Ulmer

Klemme, Brigitte/ **Holtemann**, Dirk (Ed.) 1995: Delikatessen am Wegesrand. Unkräuter zum Genießen. Düsseldorf: Rau

Kluge, Friedrich ²³1995: Ethymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin: Walter de Gruyter

Kölzer, Andrea 2003: Wurzeln im Alltäglichen. Die Bedeutung der Arbeit am Symbolischen für eine Subsistenzperspektive in der Landschafts- und Freiraumplanung, dargestellt am Beispiel der Kasseler Erlenfeldsiedlung. Dissertation an der Universität für Bodenkultur Wien

Krauss, Siegfried 1985: Synthetische Übersicht über die Grünlandvegetation der Tal- und Hügellagen unter Mahdnutzung. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel

- Künzle, Johann** (1945): Das große Kräuterheilmittelbuch. Ratgeber für gesunde und kranke Tage. Olten. Nachdruck 1995: Verlag Otto Walter AG. Olten.
- Kurowski, Matthias** (Ed.) 1993: Prüfungsreden 91/92. Notizbuch 30 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Kurz, Peter** 1998: Wege in die Landwirtschaft – Eine vergleichende Spurensicherung an Wegrändern, Rainen und Böschungen in Liebenau, Unteres Mühlviertel. In: **Cooperative Landschaft** (Ed.) 1998: Vom Weg in die Landschaft. Beiträge zur Landschaftsplanung, Vegetationskunde und bäuerliche Agrarkultur. Schriften der Cooperative Landschaft 06. Wien
- Lang, Marianne** 1987: Volksmedizinische Verwendung von Heilpflanzen in Österreich (Innviertel). Diplomarbeit an der Universität Wien
- Ledermann, Bernhard** 1995: Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. Diplomarbeit an der Gesamthochschule Kassel. In: **Böse-Vetter, Helmut** (Ed.) 1995: Alles Quecke... . Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. Notizbuch 36 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. S 5-77
- Leute, Gerfried Horand** (Ed.)/ **Eichert, Joachim** 2000: Der Klagenfurter Wochenmarkt auf dem Benediktinerplatz. Klagenfurt: Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten
- Libreria delle Donne di Milano**, 1988: Wie weibliche Freiheit entsteht. eine neue politische Praxis. Berlin: Orlanda Frauenverlag
- Libreria delle Donne di Milano**, 1996: Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall. Rüsselsheim: Göttert
- Losch, Friedrich** 1903: Kräuterbuch. Unsere Heilpflanzen in Wort und Bild. Nachdruck 1997: Augsburg: Bechtermünz
- Lührs, Helmut** 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen – oder von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück? Dissertation an der Gesamthochschule Kassel. Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Luxemburg, Rosa** (1923) 1970: Die Akkumulation des Kapitals. Frankfurt.
- Machatschek, Michael** 1998: Sammelnutzung und Umwegigkeit. Aufzeichnungen über das verbliebene subsistenzwirtschaftliche Wissen des Sammelns und Verarbeitens von Wildpflanzen einschließlich Farne, Pilze und Flechten in den Alpen und Alpenvorländern. Dissertation an der Universität für Bodenkultur Wien
- Machatschek, Michael** 1999: Nahrhafte Landschaft. Ampfer, Kümmel, Wildspargel, Rapunzelgemüse, Speiselaub und andere wiederentdeckte Nutz- und Heilpflanzen. Wien: Böhlau
- Madaus, Gerhard** (1938) 1979: Lehrbuch der Biologischen Heilmittel. 3 Bände. Hildesheim: Olms
- Merli, Franz** 1995: Öffentliche Nutzungsrechte und Gemeingebrauch. Habilitationsschrift an der Universität Graz 1994. Wien: Springer
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth/ Holl, Anne** (Ed.) 2000: Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck: Studienverlag

- Mies**, Maria 1982: Weibliche Lebensgeschichte und Zeitgeschichte. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 7: 54-60
- Molander**, Bengt 1992: Tacit Knowledge and silenced Knowledge. Fundamental Problems and Controversies. In: **Göranzon**, Bo/ **Florin**, Magnus (Ed.) 1992: Skills and Education. Reflections and Experience. London: Springer
- Muraro**, Luisa 1993: Die symbolische Ordnung der Mutter. Frankfurt/Main: Campus
- Neubauer**, Christa ²2003: Christas Sparküche. Uhudla Drei Euro Heftl. Wien: Uhudla-Edition
- Neuweg**, Georg Hans (1999) 2001: Könnerschaft und implizites Wissen. Zur lehr- und lerntheoretischen Bedeutung der Erkenntnis- und Wissenstheorie Michael Polanyis. Habilitationsschrift an der Universität Linz. Münster: Waxmann
- Nowak**, Stefan 1997: Der Speik – Valeriana celtica subsp. Norica - Von der Kultur- zur Naturschutzpflanze. In: **Bellin** Florian (Ed.) 1999: Gagel, Speik und Wegerich. Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. Notizbuch 52 der Kasseler Schule. Kassel: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation
- Nowak**, Stefan 1999: Valeriana celtica – der echte Speik. Ein altes Naturprodukt als alternativer Erwerbszweig. Forschungsstudie im Auftrag des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, des Jubiläumsfonds der Nationalbank und der Kärntner Landesregierung. Wien
- Pohanka**, Agnes 1987: „Ich nehm die Blüten und Stengel ...“. Kräutlerin am Schlingermarkt. Wien: Böhlau
- Polanyi**, Karl (1944) ³1995: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt: Suhrkamp
- Recht**, Christine/ **Wetterwald** Max. F. 1985: Ernte am Wegrand. Stuttgart: Ulmer
- Schauer**, Thomas/ **Caspari**, Claus ⁷1996: Der große BLV-Pflanzenführer. München: BLV
- Schekahn**, Anke 1998: Landwirtschaft und Landschaftsplanung. Die Aufgaben der Landwirtschaft aus planerischer Sicht vom Anfang der Industriegesellschaft bis heute. Dissertation an der Gesamthochschule Kassel: Infosystem Planung. Gesamthochschule Kassel
- Schneider**, Gerda (1989) 1998: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Reihe: Landschaftsplanung in Praxis und Theorie. Wien: Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien
- Schneider**, Karl Heinz/ **Seedorf** Hans Heinrich 1989: Bauernbefreiung und Argrarreformen in Niedersachsen. Hannover: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Ed.)
- Schörklhuber**, Michaela 1993: Volksmedizinische Verwendung von Arzneipflanzen im oberösterreichischen Alpenvorland. Diplomarbeit an der Universität Wien
- Schubert**, Ernst 1998: Der rätselhafte Begriff „Land“ im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Concilium medii aevi 1. Göttingen: S 15-27 (im Mai 2004: <http://www.cma.d-r.de/1-98/schubert.pdf>)

- Tautenhayn, Karl** (Ed.) 2. Auflage o.J. (ca. 1950): Das neue Heilkräuterbuch. Naturheilkunde ist Volksheilkunde. Wien: Titan-Verlag. Ed.: **Chalopezky-Tosetto, Lucie**. Bad Ischl
- Thürmer, Markus** 1991: Wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung auf. In: **Kurowski, Matthias** 1993: Prüfungsreden `91/92. Notizbuch 30 der Kasseler Schule. Kassel. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation: S 202-213
- Thürmer-Rohr, Christina** 1987: Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin: Orlanda-Frauenverlag
- Treben, Maria** (1982)⁸⁴2002: Gesundheit aus der Apotheke Gottes. Ratschläge und Erfahrungen mit Heilkräutern. Steyr: Ennsthaler
- Tommasi, Wanda**: Die Arbeit des Knechts. In: **Diotima**, 1999: Jenseits der Gleichheit. Über Macht und die weiblichen Wurzeln der Autorität. Königstein: Helmer
- Ulsamer, Johann Alfred** ²1903: Gottesseggen in der Pflanzenwelt. Eine Sammlung alterprobter Heilpflanzen. Klagenfurt: Sankt-Josef-Bücherbruderschaft.
- Urban, Hermann** (Ed.) 1997: Wo i leb.... Kulturlandschaften in Österreich. Ausstellung vom 16. Mai bis 14. September 1997. Ein Projekt im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Kulturlandschaft“. Linz: Stadtmuseum Nordico
- Weber, Heinrich E.** 2003: Gebüsche, Hecken, Krautsäume. Stuttgart: Ulmer
- Weber, Therese** (Ed.) 1984: Häuslerkindheit. Autobiografische Erzählungen. Wien: Böhlau
- Weidinger, Hans-Hermann** 1981: Heilkräuter. Anbauen – sammeln – nützen – schützen. Leben aus der Natur. Wien: Molden
- Werlhof, Claudia von** 1991: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie. München: Frauenoffensive
- Willfort, Richard** ¹¹1971: Gesundheit durch Heilkräuter. Erkennung, Wirkung und Anwendung der wichtigsten einheimischen Heilpflanzen. Linz: Trauner
- Zizenbacher, Petra Orina** 2003: Heilpflanzen. Apotheke aus Feld und Flur. Unterweikersdorf: Freya-Verlag